

WLADIMIR

**KAMINER**

**Mein Leben  
im Schrebergarten**

GOLDMANN

Wladimir Kaminer

---

Mein Leben  
im Schrebergarten

Mit Zeichnungen  
von Vitali Konstantinov

**GOLDMANN**  
MANHATTAN

Die Originalausgabe erschien 2007  
im Manhattan Verlag

1. Auflage  
Taschenbuchausgabe Oktober 2009  
Copyright © der Originalausgabe 2007  
by Wladimir Kaminer  
Copyright © dieser Ausgabe 2007  
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München  
Titelbild und Illustrationen im Innenteil:  
Copyright © 2007 by Vitali Konstantinov,  
Agentur Susanne Koppe  
[www.auserlesen-ausgezeichnet.de](http://www.auserlesen-ausgezeichnet.de)  
AB Herstellung: Str.

eISBN 978-3-641-09804-9

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)  
[www.randomhouse.de](http://www.randomhouse.de)

# Das Buch

Laube, Liebe, Hoffnung

Die Gärtner sind alle Verbrecher – das muss Wladimir Kaminer schon bald erkennen. Der Neuankömmling in der Berliner Kleingartenkolonie „Glückliche Hütten“ hat nämlich innerhalb kürzester Zeit gegen fast alle Vorschriften des Bundeskleingartengesetzes verstoßen. Aber das hält ihn nicht davon ab, sich mit Leib und Seele in das abenteuerliche Leben als Schrebergärtner zu stürzen. Und so hält er in diesem hinreißend komischen Buch ein Gartenjahr der etwas anderen Art fest, mit Rhabarberernte, interessanten Nachbarn und ungezügelter Natur ...

Fertig ist die Laube!

Der Schrebergarten als Ort hinreißend lustiger Abenteuer und Heimat deutscher Eigenarten.

# Der Autor

*Wladimir Kaminer* wurde 1967 in Moskau geboren. Er absolvierte eine Ausbildung zum Toningenieur für Theater und Rundfunk und studierte anschließend Dramaturgie am Moskauer Theaterinstitut. Seit 1990 lebt er mit seiner Frau und seinen beiden Kindern in Berlin. Er veröffentlicht regelmäßig Texte in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften und organisiert Veranstaltungen wie seine mittlerweile international berühmte »Russendisko«. Mit der gleichnamigen Erzählsammlung sowie zahlreichen weiteren Büchern avancierte er zu einem der beliebtesten und gefragtesten Autoren Deutschlands. Alle seine Bücher gibt es als Hörbuch, von ihm selbst gelesen.

## *Von Wladimir Kaminer lieferbar:*

Russendisko. Erzählungen • Militärmusik. Roman • Schönhauser Allee. Erzählungen • Die Reise nach Trulala. Erzählungen • Mein deutsches Dschungelbuch. Erzählungen • Ich mache mir Sorgen, Mama. Erzählungen • Karaoke. Erzählungen • Küche totalitär – Das Kochbuch des Sozialismus. Erzählungen • Ich bin kein Berliner – Ein Reiseführer für faule Touristen. Erzählungen • Mein Leben im Schrebergarten. Erzählungen • Salve Papa. Erzählungen • Es gab keinen Sex im Sozialismus. Erzählungen • Meine russischen Nachbarn. Erzählungen • Meine kaukasische Schwiegermutter. Erzählungen • Liebesgrüße aus Deutschland. Erzählungen • Onkel Wanja kommt – Eine Reise durch die Nacht. Erzählungen • Diesseits von Eden – Neues aus dem Garten. Erzählungen • Coole Eltern leben länger. Geschichten vom Erwachsenwerden. Erzählungen

Die Sonne ist nur ein Morgenstern

*H.D. Thoreau*



## 1 - Parzelle 118 oder Die Russen kommen

Es mag banal klingen, ist aber wahr: Unser wertvollstes Gut sind unsere Erinnerungen. Ohne sie sind wir bloß Gemüse, unfähig zu denken und zu handeln. Der größte Traum jedes vernünftigen Menschen ist es doch, zweimal in denselben Fluss zu steigen, auf die gleiche Harke zu treten, in der gleichen Pfütze zu landen. Wer das nicht tut und nur darüber sinniert, wie sinnlos beziehungsweise unmöglich es ist, sich einem solchen kindischen Traum hinzugeben, ist ein Angsthase.

Doch viele Erinnerungen verblassen mit der Zeit, und die nächste Generation zweifelt sie an oder lacht sogar über sie. Um ihnen mehr Glaubwürdigkeit zu verleihen, braucht man handfeste Beweise, am besten Fotos. Schwarz-weiß ist wunderbar, das macht sie realistisch. Meine Frau und ich haben sehr viele Fotos, die wir getrennt in speziell dafür ausgewählten großen Schuhkartons aufbewahren. Zu jedem Anlass, aber auch ohne, holen wir die Kartons heraus und zeigen uns gegenseitig unsere Bilder. Auf den meisten Fotos, die meiner Frau gehören, sieht man junge, frech gekleidete Langhaarige beiderlei Geschlechts mit Bierflaschen oder Musikinstrumenten in der Hand – alles Dichter, Maler oder Schauspieler. Mit einigen von ihnen hat Olga noch immer Kontakt, aber von den meisten sind Namen und

Aufenthaltssorte im Laufe der Zeit verloren gegangen. Eine typische Jugend in der schnöseligen Boheme St. Petersburgs offenbart sich auf diesen Bildern.

Einen anderen Eindruck hinterlassen Fotos, die im Haus ihrer Oma in der tschetschenischen Hauptstadt Grosny geknipst wurden: ein Haus aus Stein, kaum zu sehen hinter den Bäumen und Büschen, drumherum Beete, Weinstöcke, die sich aus der Erde ranken, und Menschen mit bronzener Haut, die lächelnd ihre Harken, Sicheln und andere mir unbekannte landwirtschaftliche Werkzeuge in die Kamera halten. Olgas inzwischen verstorbene Oma ist auch dabei – eine kräftig gebaute alte Frau, stets mit einem weißen Tuch auf dem Kopf und einem Eimer Tomaten oder Kartoffeln in der Hand. Im kaukasischen Obstgarten, zwischen Kirsch- und Aprikosenbäumen, verlief ein beträchtlicher Teil der Kindheit und Jugend meiner Frau.

Diese landwirtschaftliche Seite ihrer Biographie, die Erinnerungen an Omas Garten, ihre Wünsche und Träume, die mit diesen Erinnerungen verbunden sind, sowie meine absolute Unkenntnis in Sachen Gartenarbeit und mein grenzenloses Vertrauen in das wirtschaftliche Treiben meiner Frau innerhalb der Familie trugen dazu bei, dass wir uns eines Tages beim Bezirksverband der Kleingartenkolonie »Glückliche Hütten« anmeldeten. Unser Ziel war, einen Schrebergarten in der Nähe unseres Hauses zu ergattern. Alle Freunde und Bekannten, denen wir davon erzählten, lachten uns aus. Sie räumten uns keine Chance ein, in das letzte Bollwerk des deutschen Spießers, die Kleingartenkolonie, einzudringen.

Die »Glücklichen Hütten« sahen wie eine gut geschützte Burg aus: Die Lauben waren mit hohen Zäunen und reichlich Stacheldraht gesichert, und große Hunde hielten in den Gärten Wache. Mit ein paar Kanonen auf den Dächern konnte diese Anlage problemlos gegen jede feindliche Armee der Welt bestehen. Von Weitem schienen die Gärten leer, doch wenn man sich einem Grundstück näherte und über den Zaun schaute, sah man sofort das Hinterteil des Besitzers über den Beeten schweben. Was sie da gerade machten, woran sie arbeiteten, war schwer zu begreifen. Sie krochen über ihre Erde, sie pflanzten ein, sie pflanzten aus, gruben, harkten, bewässerten ihren Rasen oder steckten einfach wie Strauße den Kopf in die Erde, wenn sie Fremde bemerkten. Wenn man über den Zaun grüßte, grüßten sie nicht zurück, als wollten sie sagen: Ihr werdet auf euren Platz an der Sonne in dieser Kolonie lange warten müssen, nämlich mein langes Leben lang. Denn alles, was ihr hier seht, jeden Millimeter Erde, haben wir mit Schweiß, Blut und Tränen begossen und zu dem gemacht, was es heute ist – ein Buddelkasten für Erwachsene, die mit ihrer Freizeit in



der Großstadt nichts anfangen können.

Ich fand diese Kleingärtnerhaltung stets lächerlich. In der Großstadt Moskau aufgewachsen, hatte ich nie die geringste Neigung zur Gartenarbeit verspürt. Auch die Vorstellung einer eigenen Ernte ließ mich kalt. Das Obst aus dem vietnamesischen Gemüseladen an der Ecke schmeckte mir gut genug. Meine Frau war aber anders gestrickt. Die Erinnerung an den ersten grünen Pfirsich, den sie vor zwanzig Jahren im Garten ihrer Oma vom Baum holte, ist in ihrem Kopf fest stecken geblieben. »Obst, das nicht aus der Kaufhalle, sondern von Bäumen kommt, blühende Kirschen, Apfelbäume, Natur«, träumte sie. Ich unterstützte sie in ihren Träumen, hoffte aber insgeheim, dass wir den Garten nicht bekämen.

Die Leiterin der Aufnahmestelle des Kleingartenvereins, Frau Engel, machte mir Hoffnung. Auf unsere Frage nach den durchschnittlichen Wartezeiten sagte sie, das könne Jahre dauern. Die »Glücklichen Hütten« waren voll, und niemand hatte die Absicht, seinen Buddelkasten unseretwegen aufzugeben.

»Wir werden natürlich nicht wie diese Verrückten jedes Gräslein persönlich umgraben«, träumte meine Frau weiter. »Wir werden uns hübsche Gartenmöbel besorgen und eine Grillanlage im Garten aufstellen. Dann Freunde einladen, zwischen den Rosen sitzen und feiern. Und im August werden wir das Obst ernten und Konfitüre einkochen.«

In ihrem Traum saß sie bereits mit einem großen Hut im Garten, drumherum summten die Hummeln, und die Erde blühte vor ihren Füßen. Ihr Optimismus in dieser Sache gab mir zu denken. Ich wusste aus Erfahrung: Wenn meine Frau sich etwas in den Kopf gesetzt hat, wurde es früher oder später Realität. Olga hatte im *Obi*-Katalog bereits die Gartenmöbel gefunden, die zu unserem nicht existierenden Grundstück passten. Was soll's?, dachte ich, ich weiß von Schriftstellern, die ihre Werke im Wald geschrieben haben, auf einem Schiff, sogar auf einem Eisberg. Man kann bestimmt auch in einer Schrebergartenkolonie gut leben und arbeiten. Hauptsache, es gibt dort eine Steckdose.

Es geschah an einem herbstlichen Nachmittag, genau genommen am 14.182sten Nachmittag meines Lebens. Ich saß gemütlich vor dem Fernseher, das ZDF brachte eine spannende Dokumentation über das Leben der Weinbergschnecken-Züchter in Frankreich, als plötzlich das Telefon klingelte. Eine unbekannte Frauenstimme verlangte von mir irgendetwas Unverständliches auf Amtsdeutsch: Es ging um den Antrag beziehungsweise Pachtvertrag beim Bezirksverband der

Kleingärtner. Ob ich ihn schon gestellt hätte?

»Nein, tut mir leid, Sie haben sich verwählt«, sagte ich und legte schnell auf. Meine Frau kam aus der Küche. Sie wollte wissen, wer da gerade angerufen habe. Keine Ahnung, falsch verbunden, beruhigte ich sie. Zwei Minuten später klingelte das Telefon erneut. Diesmal nahm meine Frau ab. »Hurra!«, rief sie nach einem kurzen Telefonat, »Frau Engel hat einen Schrebergarten anzubieten! Sie lädt uns zu einem Besichtigungstermin ein, am nächsten Samstag um acht Uhr früh!« »Am Sonntag um sieben wäre noch besser«, konterte ich. Doch mein Gift konnte nichts mehr bewirken. Langsam, aber sicher steuerte unsere Familie auf die »Glücklichen Hütten« zu. Kleingärtner, aufgepasst, die Russen kommen!

Am Samstag regnete es. Im Vereinsgebäude, das wie ein DDR-Museum aussah, tranken zwei Frührentner ihren Kaffee. An der Tür hing ein Plakat – Männer, die aussahen wie Frauen. Es war eine Ankündigung: Im Vereinsgebäude der Kleingartenkolonie sollte demnächst ein Transvestiten-Kabarett stattfinden, und zwar am Vormittag. Warum nicht?, dachte ich. Zu dieser frühen Stunde konnte mich nichts wundern. Frau Engel begrüßte uns wie alte Freunde. Sie hatte tatsächlich etwas für uns. Genau genommen hatte sie sogar drei Gärten anzubieten, gegen einen geringen Abstand selbstverständlich. Ein paar Kleingärtner hatten sich anscheinend überangestrengt und waren gestorben oder weitergezogen, um neue Gartenkolonien zu gründen.

Nach dem Kaffee gingen wir uns die Grundstücke anschauen. Das erste sah nach unberührter Natur aus: ein kleiner schmuddeliger Dschungel mit einer Holzhütte für Onkel Tom in der Mitte. Kein Strom, kein Wasser, keine Rosen, nur Lianen überall. Das zweite Grundstück war uns zu groß und voller Gemüse, mit seinen Kartoffelbeeten konnte man ein ganzes Dorf satt kriegen. Das dritte hatte ein Schild am Gartentor: *Fa. Pflaume. Parzelle 118*. Frau Pflaume, eine Mittfünfzigerin mit Dauerwelle und Brille, wartete mit einer Harke in der Hand am Zaun auf uns. Der Mann von Frau Pflaume sei vor Kurzem gestorben, erzählte uns Frau Engel auf dem Weg zum Grundstück, die Kinder seien schon groß und weggezogen. Sie selbst habe keine Kraft, allein den Garten zu bestellen.

Schon von Weitem sah man, dass dieses Grundstück lange Zeit den Hauptfamilienschatz der Familie Pflaume darstellte. Auf einer relativ kleinen Fläche von zweihundertvierzehn Quadratmetern hatten hier zwei Menschen versucht, das Paradies im Maßstab 1:1 000 000 auf Erden zu errichten, und das mit Erfolg. Ich wagte kaum, mich zu bewegen. Ein falscher Schritt, und schon hatte man eine Schönheit der

Natur plattgemacht. Auf Zehenspitzen liefen wir von einer Ecke des Gartens zur anderen. Freunde hatten uns im Vorfeld gewarnt, nicht gleich Ja zu sagen, falls uns irgendein Grundstück gefiel. Man müsste immer erst einmal etwas kritisieren, abwertende Bemerkungen über den Zustand des Gartens machen und die Anpflanzungen zusammenzählen, um Professionalität zu zeigen und die Abschlagszahlung zu drücken. Wir benahmen uns jedoch wie blutige Anfänger, die sich sofort in das Grundstück verliebt hatten. Schon beim ersten Anblick waren meine Frau und ich uns einig, dass wir dieses Paradies Nr. 118 gerne übernehmen würden.

Auf dem Grundstück stand ein Steinhäuschen mit einem Hochbett, einem Kühlschrank und einer Kaffeemaschine. Wasser und Strom waren vorhanden, an den Wänden hingen alte DDR-Poster. Hinter dem Haus befand sich noch ein abschließbarer Raum, vollgestopft mit landwirtschaftlichen Geräten, deren Zweck mir einstweilen noch unklar war. Manches, was dort an der Wand hing, erinnerte an mittelalterliches Folterwerkzeug.

»Das meiste werden wir gar nicht brauchen«, beruhigte mich meine Frau. »Und wenn schon, dann nur ab und zu mal, zum Spaß. Wir wollen doch keine Bauern werden. Unsere Werkzeuge sind bequeme Gartenmöbel und ein Grill – damit werden wir dieses Paradies perfekt machen«, flüsterte sie mir ins Ohr, während wir mit ernsten Gesichtern weiter im Kreis liefen und jede Ecke inspizierten. Dabei sagten wir zur Tarnung laut »Ah!« und »Oh!«, um bei Frau Pflaume und Frau Engel ein bisschen Eindruck zu machen. In Wirklichkeit hatten wir nicht die geringste Ahnung von den ganzen Pflanzen, wir wussten nicht einmal, wie sie überhaupt auf Deutsch hießen. Ehrlich gesagt wüsste ich nicht einmal die russischen Namen all dieser Pflanzen, außer von Rosen und Tulpen.

Frau Engel stand die ganze Zeit in der Mitte und redete mit uns Kleingartendeutsch, um das Grundstück aufzuwerten. Frau Pflaume stand neben ihr und schwieg. Sie sah auf die Erde oder blickte zum Himmel, so als würden wir, die Eindringlinge, sie gar nicht interessieren. Hinter dem Haus stand eine Biotoilette. Um nicht ganz als Gartendepp dazustehen, versuchte ich, Frau Engel in ein Gespräch über Biotoiletten zu verwickeln. Besser, als gar nichts zu sagen, dachte ich. Eine Diskussion über Bäume traute ich mir nicht zu.

»Sie müssen eine chemische Flüssigkeit in die untere Kassette der Toilette gießen«, empfahl Frau Engel.

»Und dann?«, ließ ich nicht locker. »Was mache ich, wenn die untere Kassette voll ist? Das Zeug kann sich doch nicht in Luft auflösen.

Werden die Kassetten ausgetauscht? Von einem Biotoilettendienst abgeholt? Oder darf man den Inhalt als eine Art selbst erzeugten Naturdünger im eigenen Garten einsetzen?»

Bei der letzten Frage erntete ich einen Blick voller Misstrauen, der meine Kleingartentauglichkeit bei null einfro. Frau Pflaume schaute uns zum ersten Mal an. Die herbstliche Sonne blinkte in ihrem Brillengestell. Es sah so aus, als würde Frau Pflaume weinen. Wir sagten sofort Ja zum Grundstück und versprachen, uns um die Blumen und das Häuschen zu kümmern, dann unterschrieben wir und bezahlten. Mir tat Frau Pflaume leid. Ich wusste nicht, weswegen sie geweint hatte. Wegen ihres verstorbenen Mannes, wegen ihrer Lieblingsblumen, wegen uns, oder war es nur die Sonne, die ihr eine Träne hinter die Brille gezaubert hatte? Vielleicht war es eine Träne der Erleichterung? Auf jeden Fall hatten wir Mitleid mit ihr. Sie hatte hier dreißig Jahre lang geschuftet, wir dagegen wollten nur in Ruhe grillen.

Zu Hause blätterte ich das Übergabeprotokoll durch. Ich wollte mir endlich ein Bild von dem machen, was wir gerade eben gekauft hatten. Laut Unterlagen war ich nun glücklicher Besitzer einer alten, innen und außen verputzten Steinlaube. Das war schon mal gut. Weiter stand da, das Satteldach müsste erneuert und mit Pappe bedeckt werden, die Fundamente wären nicht frostfrei gegründet, es gäbe Wasserschäden in der Vorlaube, und der Zaun wäre verrostet. Das hörte sich alles nicht gut an. Dafür hatte ich einen Kompostbehälter aus Holz und siebenundvierzig Meter Maschendraht geerbt. In meinem Garten wuchsen sechs Apfelbäume, eine Birne, eine Pflaume, mehrere Süß- und Sauerkirschen, Rhabarber, Rhododendron, eine mir völlig unbekannte Forsythie und eine Yuccapalme, die wir wahrscheinlich übersehen hatten. Außerdem Mandelbäumchen, Pfingstrosen, Buschrosen, Farne, Johannisbeeren, Erdbeeren und Stachelbeeren! Diese ganze Pflanzenbande war ab sofort auf uns angewiesen, auf unsere Unterstützung, unser Mitwirken, unsere Gartenarbeit. Meine Vorlaube musste dringend renoviert werden. Schwarze Gedanken gingen mir durch den Kopf... Mensch, worauf hast du dich da eingelassen? Ein Schrebergarten! Eine solche Verantwortung! Konntest du denn nicht weiter wie alle normalen Leute am Falk-Platz grillen? Meine innere Stimme quälte mich bis tief in die Nacht. Ich träumte von Obst – viel Obst.

Im bald darauf beginnenden Winter besuchten wir unseren Garten nur drei Mal. Einmal, um die Wasseruhren auszuwechseln, und zweimal einfach so, um zu sehen, wie es unseren Bäumen ging. Auf dem Häuschen lag eine dicke Schneeschicht, und ich machte mir

Sorgen, ob das Dach bis zum Frühling durchhielt. Zweimal heizte ich den Ofen, um den modrigen Schimmelgeruch aus der Bude zu kriegen. Der Schrebergarten spendete im Winter keinen Trost. Die Pflanzen sahen allesamt tot aus. Ich bereitete mich bereits innerlich auf den Frühling vor. Als Erstes wollte ich den Stacheldraht entsorgen, dieses Überbleibsel des Totalitarismus, dann eine neue Gartentür montieren, das Dach erneuern, ein paar Rosen umpflanzen und dann grillen. Ich suchte und fand in meinem Umfeld einige Freiwillige, die bereit waren, mir dabei zu helfen. Im März sollte die Arbeit losgehen, doch der Frühling ließ auf sich warten.

Auch Ende März lag noch Schnee auf dem Dach, die Kinder fuhren im Mauerpark Schlitten. Der Winter schien endlos. Opa Frost wollte seine Stellung nicht aufgeben, wahrscheinlich aus purer Schadenfreude, um frischgebackene Schrebergartenbesitzer zu quälen.

»Das ist eine Naturkatastrophe, wo bleibt denn nun die globale Erwärmung?«, schimpfte meine Frau.

Eines Tages im April wurden wir von Vogelgesang geweckt, die Sonne strahlte kräftig durch die Gardinen, draußen klingelten Fahrräder, Hunde bellten, der Frühling war da. Für den ersten warmen Sonntag beschlossen wir, eine Einweihungsparty in unserem Garten zu feiern – nur für die engsten Familienmitglieder, keine Gäste, damit uns nicht gleich das ganze frische Gras niedergetrampelt wurde.

Die ersten Insekten summten bereits in der Luft, die ersten Kleingärtnerhintern hingen über den Beeten. Die Gartenmöbel, die meine Frau per Katalog bestellt hatte, passten knapp in unseren kleinen Garten. Meine Eltern, meine Schwiegermutter sowie unsere beiden Kinder waren vom Schrebergarten begeistert, auch wenn sie sich das nicht anmerken ließen. Meine Frau stellte ihnen jede Pflanze einzeln vor.

»Hier sind die Rosen«, sagte sie, »und das da ist eine Sauerkirsche.«

»Und diese kleinen blauen Blümchen?«, fragte meine Mutter.

Tatsächlich waren gleich neben dem Zaun inzwischen viele kleine blaue Blümchen aus der Erde gekommen, die nicht im Übergabeprotokoll vermerkt waren. Niemand von uns wusste, wie sie heißen.

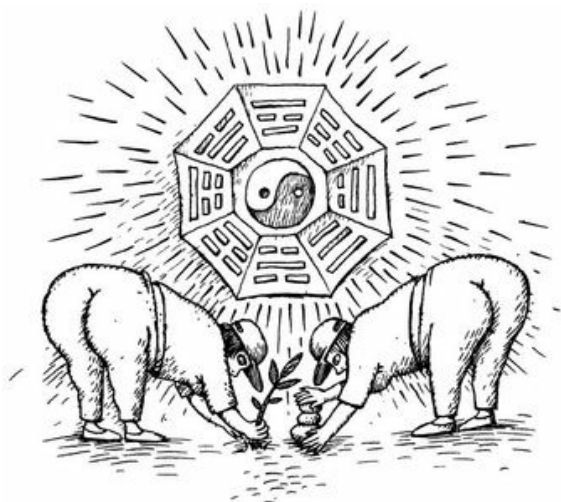
»Das sind Felddblumen«, behauptete meine Frau, »die gibt es überall. Sie heißen ›Vergiss mich‹ oder so ähnlich.«

Die Kinder bauten sich aus zwei muffigen Matratzen ein Zelt neben der Biotoilette und spielten einsame Insel. Unser erster Ausflug in die Natur fing gut an, endete jedoch in einem Desaster. Schuld daran war der neue *Real*-Markt im Gesundbrunnen-Zentrum. Dort gab es ein

Regal mit russischen Lebensmitteln: eingelegte Steinpilze, Salzheringe und den berühmten Moosbeerenwodka, das Lieblingsgetränk jedes Landmannes. Natürlich kaufte ich eine Flasche für die Familienfeier im Schrebergarten. Ich konnte nicht wissen, dass meine Frau und meine Eltern das gleiche Regal aufgesucht und das gleiche Produkt gekauft hatten. So hatten wir plötzlich drei Flaschen Wodka auf dem Tisch statt einer und nur zwei Trinker, die den Moosbeeren zusprachen – meinen Vater und mich.

Bei einer Einweihungsparty gilt es als schlechtes Omen, wenn auf dem Tisch etwas übrig bleibt. Das würde sich negativ auf die Fruchtbarkeit des Gartens auswirken. Als abergläubische Menschen gaben wir uns also Mühe bei der Vernichtung der Vorräte. Mit der Folge, dass mein Vater und ich uns so gründlich betranken wie schon seit Jahren nicht mehr. Wir konnten zwar ohne fremde Hilfe sitzen und stehen, aber Gehen ging nicht mehr. Es war Abend geworden und hatte angefangen zu regnen. Die Kinder waren längst mit meiner Schwiegermutter nach Hause gegangen, die Frauen gingen auch, nur mein Vater und ich standen, eng aneinandergerückt wie zwei zusammengewachsene Rhododendronbüsche, mitten auf dem Hauptweg. Die Kleingärtner der benachbarten Grundstücke traten neugierig an den Zaun, sie schmunzelten hinter ihrem Stacheldraht, und einer rief sogar nach seiner Frau, sie sollte die Show nicht verpassen. Die Frau holte daraufhin ihr Hündchen aus dem Haus, auch die Haustiere haben ein Recht auf Spaß. Wir erwiderten die fremden Blicke nicht, wir hielten uns aneinander fest.

»Es ist schön, euch mal wieder in einer solchen Einigkeit zu sehen«, witzelte meine Frau.



## 2 - Unerträgliche Schmerzen im ganzen Körper

Wir schufteten nach Plan und bauten Gartenmöbel zusammen. Ich hatte im Haus einen Werkzeugkasten mit verrostetem Hammer und Sichel gefunden, ein Erbe des Sozialismus. Wozu brauchte man im Garten Hammer und Sichel? Vielleicht konnte ich daraus eine Kunstinstallation machen. Unsere Beziehung zu den anderen Bewohnern der »Glücklichen Hütten« entwickelte sich frei nach dem alten russischen Witz über Gartennachbarn:

Trifft eine Frau einen Mann. »Hallo!«, sagt die Frau. »Kennen Sie mich nicht mehr? Unsere Gärten liegen doch nebeneinander! Schauen Sie mal!« Sie dreht sich um und wackelt mit dem Hintern. »Ach, Sie sind es! Ich grüße Sie!«, erwidert der Mann erfreut.

Ein paar Ärsche konnte ich inzwischen von Weitem identifizieren, obwohl wir schon zwei Vollversammlungen verpasst hatten und auch nicht zur Transvestiten-Show im Vereinsgebäude gegangen waren. Die neuesten Schrebergarten-Nachrichten hatten wir bisher immer nur zufällig erfahren, aus Flugblättern. Dank ihnen wussten wir auch, dass die Führung unserer Kolonie zum Tag der Solidarität der Arbeiterklasse zu einem Subbotnik aufgerufen hatte, einem freiwilligen Arbeitseinsatz zur Säuberung der ohnehin übersauberten Allee rund um das Vereinsheim. Alle Gärtner, die sich dem freiwilligen Arbeitseinsatz entzogen, mussten fünfundzwanzig Euro an die Vereinskasse zahlen. Ich beschloss, zum Subbotnik zu gehen. Ich

bin kein Freund freiwilliger Arbeitsmaßnahmen, davon hatte ich in meinen jungen Jahren in der Sowjetunion genug gehabt. Auch wären mir die fünfundzwanzig Euro nicht zu teuer gewesen. Ich wollte einfach meine Nachbarn in entspannter Atmosphäre kennenlernen – ich hatte da nämlich ein paar Fragen bezüglich der Blumen. Unser Grundstück wurde mehr und mehr von kleinen blauen Blümchen unterwandert, von denen wir nicht einmal wussten, wie sie hießen. Diese Blaublumen-Invasion machte uns Sorgen. Einmal machte eine Schülergruppe vor unserem Garten halt. Die Lehrerin erzählte der Jugend etwas über die Schönheit der Natur und den Mut der Kleingärtner, die unter der ständigen Gefahr, einen Sonnenstich zu kriegen, die karge Berliner Erde mit ihrem Schweiß düngten und manchmal auch wie verrückt mit Hammer und Sichel jonglierten. Als die Lehrerin meine Frau hinter dem Gartenzaun erblickte, fragte sie ungeniert, wie diese wunderschöne blaue Pflanzenart heiße, die wir so großzügig gepflanzt hatten. Meine Frau erklärte mit ernster Miene, es seien chinesische Maiglöckchen. Die Schüler zückten ihre Kugelschreiber und notierten sich das. Ein anderes Mal kam eine Behindertengruppe und wollte dasselbe wissen. »Das sind thailändische Liebesblumen«, sagten wir.

Bestimmt werde ich beim Subbotnik ein paar Gärtner finden, die mit der blauen Blume schon Erfahrung haben, dachte ich. Daraus wurde aber nichts. Alle Gärtner über fünfundsechzig hatte man auf der Vollversammlung vom Schuftan am Wochenende befreit. Dabei stellen gerade diese alten Gärtner die absolute Mehrheit in unserer Kolonie. Zum Subbotnik erschienen nur junge Gärtner um die vierzig, alles blutige Anfänger, die sich genau wie wir erst vor Kurzem in die »Glücklichen Hütten« eingemietet hatten. Es war eine kleine, aber bunte Truppe, die sich nach einer halben Stunde meckernd zum Biertrinken auf den Bänken niederließ.<

Mein freiwilliger Einsatz war trotzdem nicht umsonst gewesen. Ich lernte etliche Neugärtner kennen, zum Beispiel Frau Krause. Ihr Grundstück befand sich am Ende der Kolonie, in einem Tal, umsäumt von Straßenbahngleisen. Im Grunde war ihr Grundstück die bepflanzte Straßenbahn-Endstation der Linie 9. Frau Krause strahlte Lebensfreude und Optimismus aus, und das sogar hauptberuflich. Laut eigener Auskunft war sie als Heilerin tätig, außerdem arbeitete sie als Anwältin für arme Menschen und Tiere sowie als Schauspielerin im Kindertheater und als Erziehungswissenschaftlerin im Verein für Schwererziehbare. Sie besaß mehr Tiere als Pflanzen auf ihrem Grundstück. Zu ihrer Menagerie gehörten unter anderem zwei Spiel- und Schmusehunde mir unbekannter, aber angeblich sehr edler Rasse.



Der eine hatte einen Herzfehler, der andere war eine Zeit lang querschnittsgelähmt gewesen, aber von Frau Krause geheilt worden. Außerdem besaß sie drei Hippie-Meerschweinchen mit langen Haaren und acht Vögel: Wellensittiche, Minikakadus und einen Kanarienvogel mit dem Spitznamen Don Juan, der wegen eines Schlaganfalls nicht mehr fliegen konnte. Dazu kamen zwei Kinder im Grundschulalter und Herr Krause mit seiner neunzigjährigen Mutter. Diese freundliche, etwas durchgeknallte Gesellschaft hatte ständig zu tun. Und wenn sie ausnahmsweise nichts zu tun hatte, lief sie einfach hintereinander her im Kreis und tat so, als wäre sie sehr beschäftigt: Frau Krause allen voran, ihre Kinder hinter ihr her, dann der Mann mit den Hunden. Die Oma und Kanarienvogel Don Juan waren die Letzten, doch manchmal, wenn die Ersten zu schnell liefen, wurden die Letzten die Ersten.

Alle zwanzig Minuten krachte an diesem Grundstück eine Straßenbahn vorbei, dann versteinerte Großfamilie Krause für wenige Sekunden und schaute der Straßenbahn nachdenklich hinterher, was ihr eine gewisse Ähnlichkeit mit Playmobilfiguren verlieh. Nur dem Kanarienvogel mit dem Schlaganfall war der Straßenbahnlärm egal, er spazierte einfach weiter. Der Vogel hatte den Schlaganfall gleichzeitig mit Frau Krauses Schwiegervater erlitten. Den einen hatte sie retten können, den anderen nicht.

Ich lernte auch noch meine Nachbarn von gegenüber kennen, deren runde Kartoffelbeete mit einem Stein in der Mitte schon vorher unsere Aufmerksamkeit erregt hatten. Die Familie Kern war aus Baden-Württemberg nach Berlin gezogen, hatte ebenfalls zwei Kinder im Grundschulalter und wirtschaftete auf ihrem riesigen Grundstück streng nach der chinesischen Biogartenlehre. Überall lagen Steine herum, die die Sonnenenergie akkumulieren und an die Kartoffeln weitergeben sollten. Außerdem ragten seltsame spiralförmige Antennen aus der Erde. Herr und Frau Kern waren schon etwas länger in der Kolonie, hatten uns aber zum Thema blaue Blümchen trotzdem nichts mitzuteilen.

Unsere Nachbarn hatten mit ihren Gärten Großes vor. Angesichts ihrer ehrenwerten Absichten wurde mir unser eigener Gartentraum mit Grill und Gartenmöbeln etwas peinlich. Aber runde Kartoffelbeete? Nein, danke! Als erste Bepflanzungsmaßnahme beschlossen wir, eine natürliche grüne Mauer rund um unser Paradies zu errichten, damit niemand mehr zu uns in den Garten schauen konnte. Zu diesem Zweck bestellte meine Frau in einem Spezial-Katalog für Kleingarten-Freaks hundert »*Ligustrum vulgare* - wintergrüner, dicht verzweigter Busch, ideal als halbhohes Hecke bis

zwei Meter«. Von Sonnenaufgang bis zum späten Abend pflanzten wir *Ligustrum vulgare*. Als wir ungefähr bei der neunundneunzigsten Pflanze angekommen waren, besuchte uns eine unbekannte Brünette vom Vereinsvorstand und qualifizierte unsere Arbeit als Verstoß gegen Paragraph sowieso des Kleingartengesetzbuches sowie Verletzung der jüngsten Beschlüsse der Vollversammlung der Gartenkolonie »Glückliche Hütten«. Laut diesem Beschluss mussten wir mindestens fünfzig Zentimeter Abstand vom Zaun des Nachbarn einhalten. »Ich rate Ihnen, alles sofort aus- und umzupflanzen«, drohte die Brünette.

Am nächsten Tag hatte ich unvorstellbare Schmerzen im ganzen Körper. Vor allem die Beine litten unter so starkem Muskelkater, als hätte ich am Berlin-Marathon teilgenommen. Meine Frau konnte sich praktisch gar nicht mehr bewegen. Es war Sonntag, alle normalen Bürger saßen auf ihrem Balkon und genossen die Sonne. Wir aber krochen wie zwei vergewaltigte Schildkröten in unseren Garten zurück, um unsere *Ligustrum vulgare* umzupflanzen. O du deutsches Kleingartengesetz! Wer hat dich geschrieben? Ich möchte den Autor gerne einmal persönlich kennenlernen. Aber eines habe ich herausgefunden: Die Homöopathen haben recht. Man kann tatsächlich Gleiches mit Gleichem heilen. Nach vier Stunden Gartenarbeit ließ der Muskelkater nach, und ich hatte sogar die Kraft, den elektrischen Rasenmäher auszuprobieren, den wir von Frau Pflaume geerbt hatten. Sofort meldete sich der Nachbar von links.

»Haben Sie etwa den Beschluss unserer Vollversammlung nicht gelesen? An Fest- und Feiertagen wird nicht gemäht!« Er paffte lächelnd an seinem Zigarettchen.

In der DDR war diese Gartengemeinde bestimmt eine Vorzeigekolonie gewesen. Die Stasi hatte ruhig schlafen können.

Ich stellte den Rasenmäher zurück in die Kammer und nahm die Sichel in die Hand. Ich verstand nun, wozu sie da war – um an Fest- und Feiertagen geräuschlos zu mähen! Das Rasenproblem erledigte sich übrigens am nächsten Tag von selbst. Wir bekamen Besuch. Die Kinder von Frau Krause und die Kinder der Familie Kern kamen, um mit unseren Kindern zusammen zu spielen. Vier fremde und zwei eigene Kinder, das macht zusammen ungefähr zwölf – und die wirkten, als würde sich eine Fußballmannschaft auf zweihundert Quadratmetern auf ein Endspiel vorbereiten. Keine Blume kann das überleben. Andererseits, wo sollten alle diese Kinder spielen, wenn nicht bei uns? Im Garten gegenüber hätten sie die mühsam angelegten runden Kartoffelbeete niedertrampeln, die Sonnenenergiezufuhr

stören und die Biosteine durcheinanderbringen können. Bei Krauses im Garten hätten leicht die maladen Tiere verletzt werden können. Und wir wollten doch ohnehin nur grillen ...

Als wäre das alles noch nicht demütigend genug gewesen, erzählte mir meine Frau von ihrer letzten Lesung auf einem Literaturfestival in Braunschweig. Die Veranstalter, ein junges Pärchen, meinten, auch sie hätten sich einmal einen Schrebergarten zugelegt. Sie wären die ganze Zeit in der Sonne gesessen, hätten nichts getan und wären nach einem Jahr aus der Gemeinde ausgeschlossen und enteignet worden.

Was also tun? Ich nahm mir vor, irgendwo im Internet dieses Kleingartenschwachsinnsgesetz zu finden, es zu studieren, zur nächsten Vollversammlung zu gehen und ein Gesetz vorzuschlagen, wonach jeder in seinem Garten pflanzen darf, was er will, wann er will und wo er will. Außerdem beschloss ich, ein neues Buch zu schreiben: einen Schrebergartenroman, der sich natürlich entwickeln sollte, von März bis Dezember.

Ende April fing unser Garten an zu blühen. Es blühte, aber es sumnte nicht. Es müsse aber richtig summen, damit der Garten später Früchte bringen könne, erklärte mir Herr Kern. Wir saßen vor unserer Laube, warteten auf die Hummeln, und ich machte mir Notizen zu meinem neuen Buch.



### 3 - Notizen zum Schrebergartenroman

*Krieg, Liebe, ein Sechser im Lotto und andere prickelnde Ereignisse, die jedes Herz höherschlagen lassen, verblassen völlig neben der Frage nach dem Ursprung des Lebens und dem Kreislauf der Natur. Die Jahrzehnte, die Planeten, das Universum, das Geheimnis um und in uns rauben uns den Schlaf und ruinieren uns den Tag. Was soll das? Wo liegen die Grenzen unserer Zuständigkeit, und wer ist hier für was verantwortlich? Erfüllen wir einen wichtigen Auftrag, oder gehen wir nur spazieren? Die Philosophen der Antike, der Aufklärung und der Moderne zerbrachen sich darüber den Kopf. Viele Leute meiner Generation haben sich ebenfalls mit der Lösung dieses kniffligen Rätsels beschäftigt. Einige trugen schwere psychische Schäden davon, zwei schlossen sich den Zeugen Jehovas an, einer landete wegen eines bewaffneten Raubüberfalls im Knast, einer schoss sich sogar in den Kopf, ein paar behaupteten, erleuchtet worden zu sein, doch keiner fand die Antwort. Niemand hat es geschafft, die Menschheit endlich aufzuklären, im Chaos eine Ordnung zu entdecken, mit der Taschenlampe des Wissens unseren schleierhaften Auftrag auf Erden zu durchleuchten.*

*Trotz aller Opfer ist die Welt bis zum heutigen Tage unaufgeklärt geblieben, Ursprung und Kreislauf sind noch geheimnisvoller als je zuvor. Für zukünftige Generationen von Forschern, die sich der Frage stellen wollen, hätte ich einen Rat: Studieren Sie das Geheimnis der Natur nicht an sich selbst. Natürlich ist die eigene Person ein bequemes Forschungsobjekt, immer in Reich - weite und*

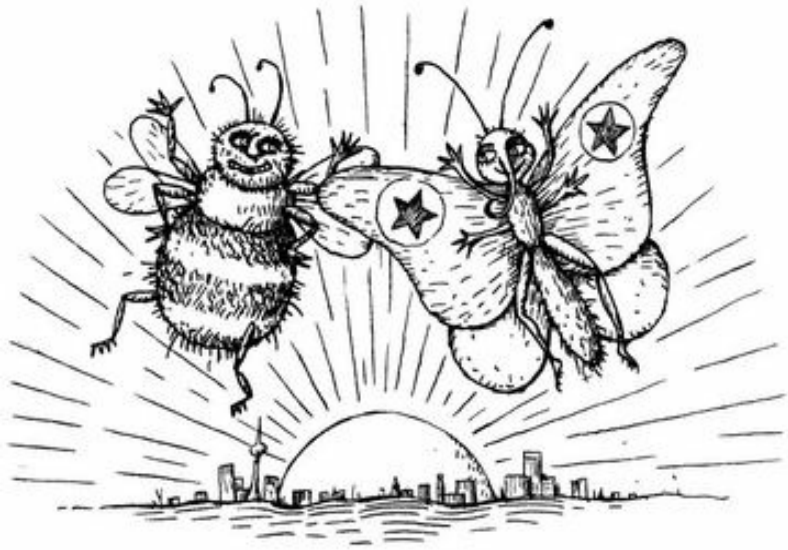
stets gesprächsbereit. Leider fehlt ihr jedoch die notwendige kritische Objektivität. Was nützt uns ein Arzt, der seine Forschung danach ausrichtet, den Labormäusen das Leben so angenehm wie möglich zu gestalten? Für eine erfolgreiche wissenschaftliche Arbeit müssen Sie sich aus dem gewohnten Kontext herausbegeben – an einen Ort, an dem es kein Fernsehen, keine Zeitungen und selbstverständlich kein Internet gibt. Kein Ort entspricht diesen Voraussetzungen besser als ein Schrebergarten. Die Natur kommt dort besonders klar zum Vorschein. Suchen Sie Ihren Platz in ihrem Kreislauf.

Der Namensgeber für diese Kleingartenkolonien – Dr. med. Daniel Gottlob Moritz Schreber – arbeitete lange als Leibarzt für einen russischen Fürsten. Er galt als Vordenker der Kindergymnastik und setzte sich für einen gesunden Lebensstil sowie Spaziergänge an der frischen Luft ein, die das Leben verlängern sollten. Er starb mit dreiundfünfzig. Der erste, drei Jahre nach seinem Tod in Leipzig angelegte, Schrebergarten wurde dann nach ihm benannt. Seinem Sohn Daniel Paul Schreber haben frische Luft und Kindergymnastik jedoch nicht geholfen. Er litt ein Leben lang unter einer sehr speziellen Hintern -Paranoia (angeblich hervorgerufen von der Angst vor dem strengen Vater, der Kinder mit Gewalt zum Spielen auf einer grünen Wiese zwang). Mit seiner Paranoia wurde Daniel Paul Schreber neben dem »Wolfsmann« und dem »Rattenmann« zu einem der aufdringlichsten Patienten von Prof. Dr. Freud, der sein Leben lang vergeblich versuchte, sich vor diesen Leuten zu verstecken. Die enge Verbundenheit mit dem Arzt, die während der ersten Behandlung Schreibers entstand und alle Eigenschaften einer erotischen Neigung annahm, erklärte sich Freud mit Schreibers unterdrückter Homosexualität, in der er auch die Ursache für dessen Paranoia sah. Freud konnte ihm nicht helfen. In gewisser Weise gehört Daniel Paul Schreber zum ersten Kollateralschaden der Kleingartenbewegung.

Im Laufe der Geschichte übernahmen die Schrebergärten in Deutschland unterschiedliche Aufgaben. Einst wollte man sie für gesunde Kindererziehung einsetzen; in Zeiten der Massenarbeitslosigkeit sollten sie dann die entlassenen Arbeiter beschäftigen und ernähren. Im Zweiten Weltkrieg zogen viele deutsche Familien aus ihren Stadtwohnungen in die Lauben, um zu überleben, denn Schrebergärten wurden von Alliierten nicht zerbombt.

Heute herrscht in Europa mit wenigen Ausnahmen Waffenstillstand, und man ist auf einen Schrebergarten als Ernährungsquelle nicht mehr angewiesen. Die Arbeitslosen bekommen Stütze und dürfen schwarz etwas dazuverdienen. Kinder und Erwachsene gehen in speziell für den Breitensport eingerichtete Fitnessstudios, wo sie ihre Muckis unendlich vergrößern können. Dadurch kommt die sakrale Bedeutung der Schrebergärten, die lange im Verborgenen blieb, endlich zum Vorschein. Der Schrebergarten wird zu einem Ort, an dem der Mensch seinen Platz im ewigen Kreislauf der Natur sucht – und findet.

*Wenn ich in meinem Schrebergarten auf der Wiese zwischen Rosen und Ameisen liege, wird mir allmählich klar, dass von der Natur wahrscheinlich genau dieser Platz für mich vorgesehen war. Ja, genau hier, zwischen Rosen und Ameisen. Ich bin hier eine ungewöhnliche Erscheinung. Ich summe nicht, ich bekomme keine Blüten, ich kann nicht einmal fliegen, aber ich kann sehr gut liegen. Die Frage nach dem Sinn, wer oder was ich bin, erledigt sich dabei von allein. Ich bin eine große stationäre Hummel.*

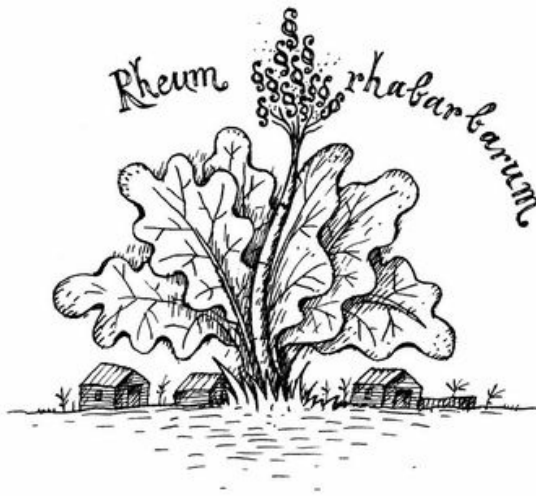


## 4 - Ode an eine Hummel und eine Raupe oder Schnecke

*In einem unbekannten Land  
flog einmal eine Hummel gegen die Wand.  
Es geschah an einem Arbeitstag,  
nicht besonders früh, eher am Nachmittag.  
Damals gab es unter Hummeln noch keine Arbeitslosen,  
überall standen Tulpen, überall blühten Rosen.  
Besagte Hummel flog durch die Gärten von Hütte zu Hütte  
und sammelte Nektar in einer großen Aldi-Tüte.  
Einmal flog sie über eine Hecke,  
darunter im Gras saß eine Schnecke.  
Genau genommen eine Raupe,  
die neidisch unsere Hummel bestaute.  
O du, bleib bitte stehen,  
ich möchte dich genauer ansehen,  
ich glaube, ich bin verliebt,  
bring mir schnell bei, wie man so fliegt!  
Keine Ahnung, lass mich in Ruhe.  
Die Hummel gab sich keine Mühe.  
Die Raupe fand sich unsäglich blöd.*

Sie wurde vor Scham ganzkörperrot.  
Sie hatte ihre Gefühle offenbart –  
und die Hummel antwortete knüppelhart.  
Die Raupe weinte die halbe Nacht.  
Sie schlief ein neben einem Hügel.  
Am Morgen wachte sie als Schmetterling auf  
mit supermodischen Flügeln.  
Als unsere Hummel die Flügel sah,  
fiel sie fast vom Himmel.  
Sie konnte nicht mehr weitermalochen,  
ihr Herz war mittendurch gebrochen.  
Sie küssten sich und flogen zusammen weg,  
niemand weiß wohin ...  
Amerika, Russland, China,  
von Japan nach Sachalin.  
Sind sie noch immer zusammen oder schon geschieden?  
Diese Frage bleibt in unserer Ode unentschieden.  
Mir persönlich scheint eine ewige Bindung relativ übertrieben.  
Und überhaupt wurde von Liebe zu viel geschrieben.  
In jeder Partnerschaft geht es um Kompromisse.  
Allein schon die Flügel, das war doch ein Deal!  
Oder ging es um etwas anderes?  
Versteh das, wer will!





## 5 - Rhabarber

Nach der Lektüre der rechtlichen Vorschriften des Bundeskleingartengesetzes (BKleinG), der Baumschutzverordnung (BsV), des Kreislaufwirtschaftsgesetzes (KwG) sowie des Abfall- und Bioabfallgesetzes (BioAb) wurde mir klar, dass wir innerhalb von nur zwei Monaten gegen so ziemlich alle Paragraphen der in Deutschland bestehenden Gartenordnungen verstoßen hatten. Zu unseren Verbrechen gehörten unter anderem Ruhestörung, verbotenes Anpflanzen von Hecken zwischen den Parzellen und die vorsätzliche Anschaffung nicht zulässiger Pflanzen. Es gab kaum ein Verbot, das wir nicht übertreten hatten, außer vielleicht das zur Haltung von Großvieh in Kleingartenanlagen. Wir wären einem derartigen Vieh gegenüber allerdings nicht abgeneigt. Ich hätte sehr gern eine Kuh zu uns in den Garten gestellt, wenn man sie bei *Obi* günstig kaufen könnte. Die Kuh würde das Unkraut fressen und den Rasen misten. Die Kinder hätten mit ihr den ganzen Tag zu tun, und statt wie verrückt mit den Fahrrädern durch die Gartenkolonie zu rasen und Regenwürmer zu quälen, könnten sie zum Beispiel melken lernen. Selbstverständlich sollte es eine Kuh sein, die Winterschlaf hält, wie Bären es tun. Dazu könnte sie in unserer Laube von Oktober bis März das Doppelbett benutzen, das uns Frau Pflaume vererbt hat. Und im Frühling gäbe es dann wieder hauseigene Milch. Ich wüsste gerne, ob

solche winterfesten Bärenkühe bereits irgendwo gezüchtet werden und wenn ja, wo man sie bekommen kann. Bisher fand ich jedoch noch nicht die Zeit, mich darum zu kümmern.

Aber auch ohne Kuh hatten wir genug Sorgen. Für den 27. Mai hatte der Vorstand des Vereins eine Prüfungskommission angekündigt, die das Treiben der Gärtner in ihren Grünanlagen auf Rechtmäßigkeit kontrollieren sollte. Die Luft brannte. In den Gärten sumnte es unruhig, überall sah man Männer, Frauen und Kinder, die mit Besen, Schaufel, Harken, Leitern und Gasbrennern hin und her liefen. Die Arbeitsstimmung kochte hoch und höher. Mein netter fleißiger Nachbar Günther auf Parzelle N 119 lachte mich aus, weil er mich mehrmals mit dem Laptop im Garten sitzen sah: Mitten in der ganzen Aufregung fertigte ich Skizzen für meinen großen Schrebergartenroman an, anstatt beispielsweise den Rhabarber zu ernten.

»Du, Schriftsteller, schreib schnell dein Buch, ehe sie dich hier wieder rausschmeißen«, riet er mir über den Zaun.

Günther gehörte in der Gartenkolonie zu der kleinen Partei der Dissidenten und Gesetzesbrecher, die seit vielen Jahren erbittert gegen den Vorstand kämpften. Ihm ging es dabei um die Erhaltung seiner verbotenen Nadelbäume. Man durfte sie auf seinem Grundstück nicht haben, weil sie keine Früchte brachten, wegen der drohenden Verletzungsgefahr durch spitze Nadeln oder warum auch immer – das wusste niemand so genau. Aber die Nadelbäume waren bei Günther sicher: Solange er lebte, brauchten sie keine Angst zu haben. Die Liebe meines Nachbarn zu seinen Bäumen war nicht nur stärker als die Angst, den Vorstand herauszufordern, sie nahm permanent skurrilere, unnatürlichere, um nicht zu sagen, perversere Züge an. Fast täglich machte sich Günther an den Bäumen zu schaffen. Er schnitt sie mit einer speziellen Schere und einem erotisch angeregten Gesichtsausdruck, als hätte er mehr mit den Bäumen vor, als sie nur zu beschneiden. Egal, was er auf seinem Grundstück zu tun hatte, ihn zog es stets zu seinen drei Bäumen. Er führte bei ihnen eine Wurzelbehandlung durch, schüttete Vitamine in die Erde und warf besorgte Blicke in ihre Kronen. Manchmal saß er neben einem der Bäume und strich ihm zärtlich die Nadeln – auch ein Außenseiter. Mich aber hänselte er.

»Hallo, Schriftsteller!« Günther winkte mir von seinem Grundstück aus zu und lachte. Lustigerweise hieß Günther mit Nachnamen Grass, wie der deutsche Nobelpreisträger, was ihm aber anscheinend gar nicht bewusst war. »Mein Nachbar Günther Grass und seine Nadelbäume«, dieses Kapitel muss noch geschrieben werden, dachte

ich.

Die gemeinsame Vorbereitung auf den Besuch der Prüfungskommission ließ die sonst eher solipsistischen Gärtner der Kolonie kontaktfreudiger als sonst werden. Sie blieben immer öfter an einem fremden Zaun stehen, tauschten Erfahrungen aus und gaben einander Ratschläge, wie man die Kommission überlisten und die Prüfung besser bestehen könne.

»Keine Angst vor Bürokraten!«, rief Günther Grass. »Sie sagen einem sowieso nie etwas ins Gesicht. Zuerst schreiben sie nur einen Brief.«

»Rhabarber bringt Pluspunkte, den Rhabarber müssen Sie ernten«, empfahl mir Frau Beere. Ihr Garten befand sich am anderen Ende der Straße, aber gelegentlich besuchte sie Günther Grass, um mit ihm Widerstandsstrategien durchzugehen. Auch Frau Beere hatte mit einer unerlaubten Zwischenhecke gegen das Gesetz verstoßen. Im Grunde sind alle Gärtner Verbrecher, wenn man sie nur streng genug nach dem Bundeskleingartengesetz in die Zange nimmt, überlegte ich. Dieser Gedanke beruhigte mich etwas.

Frau Beere erzählte mir, dass es hier früher zwei Schrebergartenkolonien gegeben habe – »Glückliche Hütten I« und »Glückliche Hütten II«, jede mit einem eigenen Vorstand und einer eigenen Prüfungskommission. Die eine Kolonie befand sich in der DDR und die andere in der BRD. Die Bewohner der »Glücklichen Hütten I« durften damals keine Leitern im Garten besitzen, die höher waren als ein Meter zwanzig, und wegen der Fluchtfahr durften sie auch nicht zu tief graben. Alle größeren Erdarbeiten waren verdächtig. Dafür versuchten die Bewohner von drüben, aus den »Glücklichen Hütten II«, ihnen aus Mitleid die halbe Apfelernte zukommen zu lassen. Nach dem Fall der Mauer vereinigten sich die beiden Gartenkolonien unter einem einzigen Vorstand, aber die Mauer in Köpfen ist natürlich geblieben. So gehen die Gärtner aus den »Glücklichen Hütten I« so gut wie nie in dem Vereinscafé der »Glücklichen Hütten II« ein Bier trinken und umgekehrt.

Je mehr neue Kolonisten ich kennenlerne, desto stärker fällt mir auf, dass sie mit wenigen Ausnahmen alle merkwürdige Gürkennamen tragen. Genauer gesagt: Obst- und Gemüse-Namen. Das erinnert mich an das alte kommunistische Märchen von der kleinen Zwiebel, die sich gegen die Macht von Kirschen und Zitronen erhob und eine Gartenrevolution anzettelte. Dieses Märchen, das ich als Kind oft und gerne gelesen hatte, wurde nun in den wiedervereinigten »Glücklichen Hütten« Realität.

Herr Kern, mein Nachbar von gegenüber, zeigte mir, wie man den Weg draußen vor dem Zaun von Unkraut befreit. Er ließ mir eine speziell dafür konstruierte Hacke, die in dem Werkzeugarsenal, das wir mit dem Garten übernommen hatten, nicht vorhanden war. Man musste mit diesem Gerät einen ein Meter breiten Streifen Erde vor dem Gartenzaun unkrautfrei bekommen und einen kleinen Todesstreifen anlegen. Eigentlich ein Job von fünf Minuten. Herr Kern verbrachte eine gute Stunde vor seinem Gartentor.

»Den Rest brenne ich morgen mit dem Gasbrenner aus, ich habe da so einen Brenner in der Laube«, murmelte er.

»Was für einen Rest? Ihr Streifen sieht doch wie geleckert aus!« Ich verstand ihn nicht.

Herr Kern wollte die Unkrautwurzeln, die sich möglicherweise noch tief in der Erde versteckt hielten, mit seinem Gasbrenner verkohlen. Sonst könnte es ja passieren, dass sie in einem oder in zwei, drei Jahren wieder hochkamen. Ein Gärtner mit Seele. Er bekämpft nicht nur die sichtbaren, sondern auch die unsichtbaren, quasi gar nicht existierenden Gefahren – für alle Fälle.

Dieser Drang nach absoluter Sicherheit, den ich erst in Deutschland kennengelernt hatte, machte mich sprachlos. Sollte ich auch so handeln? In Russland ist man an so etwas nicht gewöhnt. Meine Landsleute ticken anders, sie sind abergläubische Fatalisten, sie glauben an die Macht des Schicksals, sie nehmen es, wie es kommt. Und deswegen explodieren in Russland AKWs, Züge entgleisen, Flugzeuge stürzen ab. Hier dagegen fahren sogar korpulente vierzigjährige Männer wie Herr Kern mit Helm, Brille und Knieschützern Fahrrad. Sollte ich jemals gefragt werden, was aus meiner Sicht typisch deutsch sei, würde ich sagen: mit einem Gasbrenner unsichtbare Unkrautwurzeln verkohlen, mit Helm Fahrrad fahren und eine Vollkaskoversicherung fürs Leben anstreben, das ist typisch deutsch. Und natürlich Rhabarber essen.

Bevor ich hierherzog, hatte ich keine Ahnung, wie Rhabarber schmeckte, wie er aussah und wozu er gut sein sollte. In der Gartenbeschreibung waren ein paar riesengroße grüne Blätter neben der Biotoilette als »Rhabarber« deklariert. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, was meine Vorgängerin Frau Pflaume mit diesen Blättern anstellte. Vielleicht hatte sie die Blätter als Toilettenpapier oder Verpackungsmaterial benutzt. In Russland gibt es meines Wissens keinen Rhabarber, und wenn doch, dann hat man ihn mit Sicherheit als nicht essbar eingestuft. Diese Blätter raubten uns nur den Platz im Garten, ich traute mich jedoch nicht, sie mit dem Gasbrenner des

Nachbarn anzugehen. Günther Grass hatte auch Rhabarber im Garten, genau neben meinem. Er hatte ihn bereits geerntet und wahrscheinlich auch schon gegessen. Gekocht oder vielleicht gebraten? Ihn nach dem Sinn der Pflanze zu fragen, traute ich mich allerdings nicht. Er würde mich bestimmt auslachen. Auf jeden Fall schien Rhabarber hierzulande eine mysteriöse Rolle zu spielen, denn alle hatten diese Blätter in ihrem Garten. »Rhabarber ist gut. Rhabarber bringt Punkte«, hatte Frau Beere gesagt.

Ich ging zu Frau Krause in den Straßenbahngarten. Zwischen uns hatte sich ein warmes, freundschaftliches Verhältnis aufgebaut. Wir verstanden uns gut, ihre Kinder und Hunde trampelten regelmäßig unseren Rasen nieder, und ich konnte sie alles fragen. Frau Krause saß vor ihrer Laube auf einer Bank und rauchte *American Spirit*. Sie war melancholisch gestimmt. Neulich, so erzählte sie mir, hätte sie endlich Einblick in ihre Stasiakte bekommen. Jahrelang hätte sie auf diesen Augenblick gewartet, doch ihre Akte wäre dann die pure Enttäuschung gewesen. Vor allem enttäuschend fand Frau Krause, dass die Akte so kurz war. Alle ihre Freunde und Bekannten aus der DDR-Zeit hatten dickere Akten. Ihre Akte passte dagegen auf zwei DIN-A4-Blätter. Auf dem ersten stand ihr Name und ihre Hausanschrift. Auf dem zweiten berichtete ein Spitzel, der auf Frau Krause angesetzt worden war, dass sie zu doof sei, um eine ernsthafte Gefahr für den Aufbau des Sozialismus zu sein. Auch eine Anwerbung von Frau Krause durch die Stasi hielt der Spitzel nicht für ratsam. Diese völlig unspektakuläre, geradezu diskreditierende Akte hatte Frau Krause deutlich die Laune verdorben.

Eine solche Szene erlebte ich nicht zum ersten Mal. Das Bemühen der Stasi, für jeden Bürger eine Akte anzulegen, führte dazu, dass das Lesen der eigenen Stasiakte nach der Wende zu einer Art Volkssport wurde, zu einem Wettbewerb, bei dem es in erster Linie darum ging, wer die dickere Akte hatte. Ein DDR-Bürger ohne Akte fühlte sich dagegen aus der Geschichte des eigenen Landes herausgeworfen, so als wäre er gar nicht dabei gewesen. Ich beruhigte meine Nachbarin nach Kräften und erzählte ihr, dass wir in der Sowjetunion auch alle Dissidenten waren, aber höchstens jeder Zehnte eine eigene Akte beim KGB hatte – schon allein wegen der Papierknappheit. Anschließend versuchte ich vorsichtig, unser Gespräch Richtung Rhabarber zu lenken. Ich fing von Weitem an.

»Sag mal, Renate, magst du eigentlich Rhabarber?«

Nicht nur alle Nachbarn, auch Frau Krause fand Rhabarber lecker. Sie verkochte die Stiele mit Zucker zu Kompott oder backte Rhabarberkuchen. Ich wusste bereits: Manche Leute aßen die Stängel

sogar roh. In jedem Land gab es eine solche Pflanze, die alle Einheimischen lecker fanden, die aber dem Rest der Welt nicht schmeckt. Bei uns in der Sowjetunion war es die Vogelbeere. Es gab sie in Rot und Schwarz. Die schwarze war süß und saftig – eine elitäre Leckerei. Die volkstümlichere, weiterverbreitete Variante war die rote Vogelbeere. Sie war herb, trocken, sauer und schmeckte von jedem Baum anders. Man aß sie frisch, machte daraus Konfitüre oder Likör, aber vor allem benutzte man sie, um den begehrten Vogelbeerschnaps damit herzustellen. Man machte allerdings auch Kuchen damit und erzählte sich – genauso wie in Deutschland über den Rhabarber –, dass die Vogelbeeren enorm viel Vitamin C sowie andere lebenswichtige Substanzen enthielten, die ihren Verzehr für jeden Russen unverzichtbar mache.

Es war eine Kunst, die Reife der Vogelbeere richtig einzuschätzen. Einerseits sollte sie so lange wie möglich am Baum bleiben, andererseits aber auch nicht zu lange. Ende September zogen alle Familien aus unserem Hochhaus samt den Nachbarn mit Tütchen los, um Vogelbeeren zu sammeln. Jeder hatte einen Lieblingssort, wo ihm die Beeren am besten schmeckten. Ich sammelte meine Vogelbeeren immer im Park hinter einem Gebäude des Kurschatow-Instituts für Kernspaltung. Dort schienen mir die Beeren besonders saftig und groß zu sein. Die Einrichtung lag nicht weit von unserem Haus entfernt: sechs Stationen mit dem Bus. Im Hof des Instituts stand ein Denkmal – ein bärtiger Wissenschaftler auf einem Stuhl, der ein gespaltenes Atom in den Händen hielt, dargestellt als Kugel, die in zwei Hälften zerfallen war. In der linken Hand hielt der Wissenschaftler die eine Halbkugel, in der rechten die andere. Etwas verwundert schaute er auf die beiden Hälften, wie ein Kind, das gerade sein Lieblingsspielzeug kaputtgemacht hat und nicht weiß, wie man es wieder zusammensetzt.

Neben dem Institut wuchsen mehrere Vogelbeerbäume, die ich regelmäßig durchkämmte. Anschließend tauschten wir die Vogelbeeren mit den Nachbarn, um den Geschmack zu vergleichen. Wenn einem die eigene Ernte nicht gefiel, konnte man sie noch immer an die Nachbarn verschenken. Eine ähnliche Aktion kam mir in den Sinn, als ich noch überlegte, was ich mit meinem Rhabarber machen sollte. Ich schlug meinen Nachbarn vor zu tauschen: »Ist doch nicht uninteressant herauszubekommen, wie unterschiedlich der Rhabarber auf unseren Grundstücken schmeckt«, meinte ich. Niemand sagte Nein, alle wollten wissen, wie sich die Rhabarber unterschieden. Unter dem Vorwand, ich würde jedem nur ein Zehntel meiner Ernte geben, war ich innerhalb von zehn Minuten meinen ganzen Rhabarber los.

Günther nahm zum Beispiel eine volle Tüte. Nur einen ganz dicken und innen hohlen Stiel behielt ich, um daraus ein Spuckrohr für meinen Sohn zu machen. Ich freute mich über die erste Ernte, die so schnell und unkompliziert verlaufen war. Doch ich freute mich zu früh, denn am nächsten Tag bekam ich von meinen Nachbarn ungefähr das Doppelte an Rhabarber zurück.

Gut, dachte ich, irgendwie gehört Rhabarber zur hiesigen Leitkultur, man kann ihn als ein Teil des Integrationsprogramms betrachten. Ich darf ihn nicht ignorieren, ich muss ihn essen. Meine Frau schälte die Stiele, kochte sie fünf Minuten mit etwas Zucker, und ich bekam einen Topf mit einer grün-schleimigen Masse, die aussah wie ... Aber vielleicht ist sie lecker, dachte ich, trank jedoch erst einmal einen Wodka vorweg, zur Desinfektion des Magens. Das Rhabarbermus schmeckte wie Essig mit Zitronensaft – nichts für Gourmets, aber darum ging es mir ja auch nicht. Das zugegeben ziemlich scheußliche Gericht erfüllte mich mit dem Gefühl der Zugehörigkeit. Herr Kern und Frau Beere erschienen mir auf einmal nicht mehr so skurril. Wir alle machten hier gemeinsame Sache, und das Aufessen der Rhabarberbestände gehörte einfach dazu. Einmal musste man es probieren. Auf jeden Fall würde ich das Rhabarberessen als Teil des Einbürgerungstests für die Bundesrepublik empfehlen, um bei der Vergabe der Staatsangehörigkeit den Kandidaten begreiflich zu machen, dass das Leben in Deutschland kein Zuckerschlecken ist. Ein Kilo pro Einbürgerung müsste reichen. Die deutschen Schrebergärten könnten liefern.



## 6 - Der Sinn des Lebens

Der Wuchs der Natur in unserem Garten war unaufhaltsam. Im April konnte ich noch mit Sebastian auf dem Rasen Fußball spielen. Einen Monat später schaffte ich es gerade noch mit Mühe, mich zwischen die Bäume und Büsche zu quetschen, um überhaupt einen freien Platz unter der Sonne in diesem Garten Eden zu finden. Von Tag zu Tag wurde der Garten durch die Pflanzenexpansion kleiner. Kaum mähte ich den Rasen an einer Ecke zu Ende, schon wuchs das frische Gras an der anderen nach. Anstatt der blauen sprossen nun überall weiße, rote und gelbe Blümchen durcheinander aus der Erde. Manche von ihnen sahen so schön aus, dass man sie am liebsten nicht mit weggemäht hätte, diese volkstümlichen anspruchslosen Pflanzen und namenlosen Gewächse.

Auch die Biotoilette erwies sich als wahres Wunder, ihre Möglichkeiten, unsere Familienscheiße zu absorbieren, schienen unerschöpflich. Sie stank nicht einmal, und wenn man den Deckel öffnete, sah man nichts, obwohl unsere Kinder sich ungeheuer anstrebten, die Toilette vollzukriegen. Zu Hause konnten sie tagelang Computer spielen oder vor dem Fernsehen hocken, ohne nur einmal auf die Toilette zu gehen. Aber kaum betraten sie unseren Garten, mussten sie sofort aufs Klo, beide gleichzeitig und mehrere Male hintereinander. Unsere Tochter lud sogar fremde Kinder von anderen



Parzellen ein, unsere Biotoilette zu benutzen. Einmal habe ich deutlich gehört, wie sie zu einem mir unbekannten Schrebergartenkind sagte: »Komm mit, Lucia, ich kenne hier ein gutes Klo.« Das gute Klo hielt trotzdem durch – ein Zauberkasten.

Am 29. Mai, zwei Tage nach der Prüfungskommission, blühte die erste Rose. Unverschämt rot stand sie in einer Ecke, umgeben von grünen, unausgereiften Erdbeeren. Diese viel gefürchtete Prüfungskommission war übrigens an uns vorbeigesaust wie ein leichter Frühlingsregen. An diesem wichtigen Tag hatten wir beschlossen, einfach zu Hause vor dem Fernseher zu bleiben. Der Sommer hatte sich gerade eine Pause gegönnt, es regnete, und der Himmel war mit Wolken überzogen. Zur Not konnte der neugierige Vorstand einfach über den Stacheldraht zu uns in den Garten gucken, dachte ich und malte mir genüsslich aus, wie die Prüfungskommission an unserem abgesperrten Gartentor stand, am Zaun rüttelte und sich vor Wut in die Ärmelschoner biss.

Im Fernsehen berichteten die westlichen Nachrichtensender von dem bösen braunen Bären, der ganz Bayern in Schrecken versetzte, mehrere Hühner und eine Kuh tötete und sich dann der österreichischen Grenze näherte. Der schlaue Bär hatte sogar gelernt, an die Türen der Bauern zu klopfen. Wahrscheinlich, weil er beobachtet hatte, dass die Bauern immer die Tür aufmachen, wenn jemand klopft. Der Bär stürmte dann an ihnen vorbei in die Küche und aß blitzschnell alles auf, was er finden konnte.

Sabine Christiansen versammelte eine extra Talkrunde zum Thema »Böser Bär«. Eingeladen wurden der Vorsitzende eines bayerischen Jagdvereins, eine Frau, die mit einem Bären zusammenlebte, der Exehemann der Frau, die mit einem Bären zusammenlebte, der deutsche Innenminister, der aussah, als hätte man ihn bei der vorletzten Show gleich im Studio gelassen, und ein bekannter Ornithologe, der gerade ein Buch über Vogelmigration geschrieben hatte. Die Bärenfreundin meinte, die Bären seien bessere Liebhaber, der Vorsitzende des Jagdvereins gab an, schon sehr viele Bären mit Freude erschossen zu haben. Der Innenminister forderte die Regierung auf, die Verfassung zu ändern, um die Bundeswehr im Kampf gegen den Bären einsetzen zu dürfen. Ferner schlug er vor, Teile der bayerischen Alpenbevölkerung kurzfristig zu evakuieren, um den Bären auch aus der Luft angreifen zu können. Der Exehemann stimmte ihm zu, der Ornithologe lächelte.

In den Tagesthemen wurde dann anschließend ausführlich über die Unterdrückung der Homosexuellen in Russland berichtet. Dafür gab es gute Gründe. Am gleichen Tag, an dem unser Garten geprüft

werden sollte, wurde die erste Schwulenparade in Moskau von der Stadtverwaltung verboten. Der Bürgermeister sagte, er könne nicht für die Sicherheit der Parade garantieren. Mehrere ausländische Politiker und Journalisten, die zur Parade eingeladen worden waren und es gewagt hatten, in Moskau auf die Straße zu gehen, waren von bösen Frauen beinahe in Stücke gerissen worden. Die Organisatoren der Schwulenparade änderten daher kurzfristig ihre Taktik. Statt durch die Straßen zu ziehen, zogen sie zum Ewigen Feuer an der Kreml-Mauer, um dort vor dem Mahnmal des Unbekannten Soldaten Blumenkränze niederzulegen, wie es Hochzeitsgesellschaften und Kriegsveteranen tun. Doch auch dorthin wurden sie von der Polizei und einer gegnerischen Demo nicht gelassen. Die westlichen Beobachter brandmarkten meine Heimatstadt als totalitär, faschistoid und homophob.

Im russischen Fernsehen, das wir per Satellit empfangen, war die Schwulenparade ebenfalls das Tagesthema. Dort lief eine Talkshow zum aktuellen Anlass. Die russische Sabine Christiansen, eine großwüchsige Blondine mit massivem Busen und angeklebten Wimpern, die beim Zwinkern quietschen, moderierte eine kleine Runde, bestehend aus dem Moskauer Bürgermeister, einem Popen der orthodoxen Kirche, einem Menschenrechtler, einem Sänger in Frauenkleidern und einem Seemann, der gerade mit einem Eisbrecher vom Polarkreis zurückgekehrt war und dessen Bezug zur verbotenen Schwulenparade völlig unklar blieb.

Es darf in der russischen Hauptstadt einfach keine Sodomiten geben, meinte der Pope. Der Menschenrechtler konterte, es sei das gute Recht jedes Bürgers, Sodomit zu sein. Der Sänger und einzige Sodomit in der Runde lächelte darob nervös und sagte gar nichts. Der Seemann, der die ganze Zeit fieberhaft überlegt hatte, was er in dieser Sendung zu suchen hatte, ergriff plötzlich das Wort und meinte, er habe eigentlich nichts gegen Schwule, sie sollten ihm nur nicht zu nahe treten. Der Bürgermeister blickte die ganze Zeit starr auf den Busen der Moderatorin, die zwei Köpfe größer war als er. Anschließend hielt er eine kleine einfühlsame Rede, die er ganz deutlich an den Busen adressierte:

Jeder Mensch habe das Recht, seine Bedürfnisse geltend zu machen, sagte der Bürgermeister, aber nur dann, wenn seine Bedürfnisse mit den Bedürfnissen anderer Menschen nicht in Konflikt gerieten. Demokratie, erklärte der Bürgermeister dem Busen, sei eine Diktatur der Mehrheit, und die Mehrheit sei in Russland nach wie vor, Gott sei Dank, heterosexuell. Wenn er, der Bürgermeister, zum Beispiel der Unbekannte Soldat wäre, dann würde es ihm gar nicht gefallen, dass

irgendwelche Tunten ihre schwulen Blumen zu seinem Mahnmal trügen.

Danach entstand eine Pause. Auf den Gedanken, dass der Bürgermeister ein Unbekannter Soldat sein könnte, war anscheinend niemand aus der Runde gekommen. Auch der Bürgermeister selbst schien von seinem Vergleich etwas überrascht zu sein.

Was aber wäre, konterte der Sänger im Frauenkleid hochphilosophisch, wenn wir annehmen, der Unbekannte Soldat sei schwul gewesen?

Das werden wir wohl nie erfahren, mischte sich die Moderatorin ein, denn unsere Zeit ist um. Danke, dass Sie alle zu uns ins Studio gekommen sind – und jetzt kommt Werbung.

Nach der Werbung ging es mit den blutigen Nachrichten weiter. Von Steinen verletzte Gesichter von Demonstranten, Uniformierte mit Maschinengewehren, Jugendliche, die aufeinander losgingen ... All diese Menschen konnten und wollten nicht miteinander. Das Gift des Fernsehens, diese Blausäure der Berichterstattung, die wir in uns hineinsogen, machte mich aggressiv. Am liebsten wäre ich sofort auf die Straße gegangen, um alle zu verhauen.

Am nächsten Tag feierte Deutschland Pfingsten, eines von diesen religiösen Festen, dessen Bedeutung mir immer rätselhaft bleiben wird. Der Himmel reinigte sich ein wenig, und die Sonne strahlte gelegentlich ins Zimmer. Im Mauerpark fand ein Flohmarkt statt. In einer Tag- und Nebelaktion mit dem Auto eines Freundes erwarben wir dort neunhundert Liter Mutterboden und verteilten ihn in unserem Garten, wobei ich zuerst die alte Erde kräftig umgrub. Die meisten Bäume hatten schon dicke Knospen, die Farne kugelten sich auseinander, nur eine Rote Johannisbeere ragte noch halb tot aus der Erde, und von unserer neu gepflanzten Hecke war höchstens jede zweite Pflanze ergrünt. Unserer Meinung nach lag das an dem schlechten Zustand des Erdbestandes.

»Dit is keine Erde, dit ist Beton«, hatte Günther Grass gesagt. Auch er verbrachte Pfingsten im Garten. Ich war wie vom Gartenteufel besessen: Ich wollte immer weitermachen, irgendetwas beschneiden oder begießen. Für weitergehende Maßnahmen zur Verschönerung der Gartenanlage fehlten uns jedoch theoretische Kenntnisse. Also verbrachten wir den Rest des Tages damit, unsere Gartenmöbel auf ihre Stabilität zu prüfen.

Als die Geschäfte wieder öffneten, gingen wir in eine Buchhandlung, um uns mit Fachliteratur einzudecken. Eine halbe Stunde verbrachte meine Frau vor dem Gartenregal, sie konnte sich nicht entscheiden.

Allein schon die Titel dieser Ratgeber schreckten sie ab: *Welche Blume ist das?*, *Wie bissig ist der Löwenzahn?* und *Das verfluchte Kräuterjahr*. Die meisten Bücher waren in einer kinderfreundlichen Sprache verfasst, mit vielen Skizzen und Zeichnungen, so dass auch der letzte Analphabet nichts falsch machen konnte. Sie erinnerten an sexuelle Aufklärung für Grundschüler: »Steck die Pflanze niemals mit dem Kopf in die Erde« oder so ähnlich.

Während meine Frau die Gartenliteratur durchstöberte, blieb ich bei dem benachbarten Regal »Philosophie« hängen. Die beiden Regale befanden sich so nahe beieinander, dass ich die Beschriftung zuerst als »Garten-Philosophie« las. Erst nachdem ich ein paar Titel aus dem Regal geholt hatte, wurde mir klar, dass es hier um eine andere Sphäre menschlichen Schaffens ging.

Wir kauften ein paar Bücher. Meine Frau nahm *300 praktische Ratschläge für intelligente und faule Gärtner* mit und ich eine dicke Anthologie mit dem vielversprechenden Titel *Der Sinn des Lebens* sowie das Buch *Leben in den Wäldern* von Henry David Thoreau. Diese Bücher fand ich als Gartenlektüre passend.

Die Philosophen, die sich in der Anthologie bemühten, sich selbst und den anderen den Sinn oder die Sinnlosigkeit des Lebens zu erklären, waren bedauernswert anstrengend zu lesen. Man glaubte ihnen sofort, dass sie sich schon lange mit diesem Thema herumschlügen und dabei zu einer Art Sinnsucheprofis entwickelt hatten. Ihre Suche war breit angelegt. Sie suchten in der Medizin, in der Wissenschaft, im Glauben und im Himmel, auf der dunklen Seite des Mondes, in der Galaxis, im Universum, im Sternbild des Bogenschützen und so weiter, aber niemand von ihnen war auf die Idee gekommen, in einem Schrebergarten nach dem Sinn des Lebens zu suchen. Ihre Suche war ein Spiegel, in dem jeder sich selbst und seinen eigenen Sinn entdeckte, den Sinn des Nachbarn aber nicht mehr erkennen konnte. Im Großen und Ganzen glich die Anthologie *Der Sinn des Lebens* unserer Biotoilette. Hunderte und aberhunderte von Denkern füllten sie mit ihren qualvoll gewonnenen Erkenntnissen und Erfahrungen, und trotzdem schien sie leer zu sein. König Salomon, Leo Tolstoi und unzählige andere suchten nach der Wahrheit und stellten immer die gleichen Fragen: Wozu? Was dann? Und was bleibt von mir, wenn ich tot bin und die anderen nicht?

Besonders diese letzte, eine typische Männerfrage, ließ ihnen keine Ruhe. Zu verschiedenen Zeiten gab die Volksweisheit unterschiedliche Antworten auf diese Frage. Bei uns in der Sowjetunion galt: Ein Mann sollte drei Dinge in seinem Leben schaffen: einen Sohn erziehen, ein

Haus bauen und einen Baum pflanzen. Es war nicht leicht, im entwickelten Sozialismus dieser Weisheit zu folgen. Mein Vater zum Beispiel hatte kaum Einfluss auf meine Erziehung, wir haben uns einfach selten gesehen. Er musste sehr früh zur Arbeit und ging anschließend sehr früh ins Bett. Auch ein Haus durfte er nicht bauen, dafür bekam er eine Zwei-Zimmer-Wohnung vom Staat. Deswegen galt seine Sinnsuche allein dem Baum, einem wilden Zitronenbaum, der eines Tages wie aus dem Nichts in sein Leben getreten war. Zwanzig Jahre lang hatte mein Vater die Abteilung Planwesen eines Betriebes geleitet, der ausklappbare Flussbrücken produzierte. Es war kein besonders abwechslungsreicher Job. Er saß in einem Büro im Verwaltungsgebäude, ganz oben im dritten Stock. Dort hatte er einen Tisch, einen Stuhl, eine Schreibmaschine und jede Menge Freizeit. Laut Wirtschaftsplan durfte der Betrieb meines Vaters nicht zu viele Brücken produzieren, damit die anderen Betriebe auch noch etwas herzustellen hatten. Deswegen nutzten die meisten Mitarbeiter ihre Arbeitszeit, um ihren Hobbys nachzugehen. Der Direktor war ein Taubennarr, er besaß einen Taubenschlag auf dem Hof. Der erste Ingenieur beschäftigte sich mit Schach, die Wände seines Kabinetts waren mit Darstellungen der berühmtesten Schacheröffnungen geschmückt. Die anderen Mitarbeiter experimentierten mit alkoholischen Getränken und erfanden neue Glücksspiele.

Mein Vater hatte lange Zeit kein Hobby. Er langweilte sich. In seiner Planabteilung stand ein Blumentopf mit einem vertrockneten Veilchen auf dem Fensterbrett. Irgendwann drückte mein Vater einmal aus Langeweile ein paar Zitronenkerne in die Erde. Schon wenig später konnte man ein kleines Pflänzchen aus der Erde wachsen sehen. Mein Vater fand es niedlich. Der Zitronenbaum in seinem Büro erwies sich als ungeheuer überlebensfähig. Er wuchs sehr schnell, und die Beziehung zwischen ihm und dem Chef der Abteilung Planwesen wurde immer enger. Mein Vater fing an, sowjetische Sachbücher zu lesen, die auch allesamt so dumme Titel hatten wie *Die zehn goldenen Regeln des Zitronenanbaus* und *Der kleine Garten auf meinem Schreibtisch*. Er baute für seinen Baum ein extra großes Gefäß, das aber auch bald zu klein wurde. Nach zwei Jahren beanspruchte die Zitrone schon beinahe die Hälfte seines Kabinetts. Jedem Neuankömmling wurde als Erstes der Zitronenbaum als eine Sehenswürdigkeit des Betriebes vorgeführt. Ein volles Jahrzehnt verbrachte mein Vater im Schatten dieses Baumes. Dann fing sein Gewächs auch noch an, Früchte zu tragen. Zwar waren es nie mehr als drei, obendrein kleine und ungemein saure Zitronen, aber sie versetzten den ganzen Betrieb in Staunen und Spottlust. Mein Vater verehrte die Früchte geradezu. Er

verschenkte sie an Familienangehörige – mit einem Gesichtsausdruck, als wären sie ihm am eigenen Körper gewachsen.

Dann kam die Perestroika. Sein Betrieb wurde privatisiert und blitzschnell abgewickelt. Die Produktionsräume wurden an eine Technodisko vermietet, und in das Verwaltungsgebäude zogen moderne Dienstleister ein, kleine Firmen und Sportvereine. Der Direktor pffte seine Tauben zusammen und machte sich mit ihnen aus dem Staub. Der erste Ingenieur nahm die Plakate mit den Schacheröffnungen von der Wand und ging zu einem Schachclub. Meinen Vater traf die gesellschaftliche Umwälzung jedoch ins Mark. In die Räume der Planabteilung sollte ein Reisebüro einziehen. Zuerst hatte mein Vater noch die Hoffnung, die neuen Herren würden ihm seinen Zitronenbaum für zweitausend Rubel abkaufen, denn der ließ sich inzwischen nicht mehr aus dem Zimmer heraustragen. Er passte weder durch die Tür noch durchs Fenster. Doch die Jungkapitalisten hielten nichts von Zitronenbäumen. Sie wollten ein Aquarium. Sie stellten meinem Vater ein Ultimatum. Verzweifelt nahm mein Vater eine Axt und zerhackte den Sinn seines Lebens zu Holzspänen. Bevor er das tat, pflückte er allerdings noch die allerletzte Zitrone vom Baum – und nahm sie mit nach Berlin. Hier drückte er die Kerne in einen Blumentopf, in den meine Mutter eine Geranie gepflanzt hatte. Die Geranie ging sofort ein, aber an ihrer Stelle wuchs nach wenigen Monaten ein Zitronenbaum aus Moskau heran. Ein Wunder war geschehen. Der Sinn im Leben meines Vaters war nachgewachsen. Seit ungefähr fünf Jahren trägt sein Bäumchen nun auch wieder Früchte. Sie sind noch kleiner und noch saurer geworden. Der Zitronenbaum steht heute im Zimmer meines Vaters in einem speziell angefertigten Kübel. Manchmal denke ich, mein Vater und dieser Baum gehören zusammen. Mehrmals schlug ich ihm vor, seinen Baum in meinen Garten umzupflanzen, aber er ging nicht darauf ein.

Meiner Meinung nach haben ausgewachsene Bäume in einer Wohnung allerdings nichts zu suchen. Wir haben uns im Laufe der Jahre nur einmal einen Baum in die Wohnung gestellt, einen Katzenbaum für unseren Kater Fjodor Dostojewski. Ihm ging es damals nicht gut. Für uns alle überraschend hatte er in kürzester Zeit große Teile seiner Intelligenz verloren und handelte nur noch nach seinen Instinkten. Der Schatten seiner wilden Vorfahren aus dem Katzenschlingel Nordafrikas legte sich über unseren intelligenten Kater. Fjodor rannte durch die Wohnung, knirschte mit den Zähnen, als würde er gerade eine junge Antilope durch die Wüste jagen, und zerkratzte dabei ständig die Tapeten. Der fachkundige Zooladenbesitzer meinte, unser Kater bräuchte unbedingt einen

Katzenbaum. Als enger Freund von Dostojewski kaufte ich ihm sofort einen solchen, aber nicht irgendeinen, sondern den Katzenbaum »New York« mit einer extra stabilen Kratzfläche für Übergewichtige – ein Traumbaum für Tier und Mensch. Fjodor mied ihn jedoch. Alle meine Versuche, ihm das Wunderwerk näherzubringen, scheiterten. Kaum kratzte ich am Baum, lief er weg.

Ich ging zurück in den Laden. Der Katzenspezialist bot mir eine Spraydose mit einem Katzenspieltrieb-Entwickler an – einen Duft, dem alle Katzen folgen würden. Der Vollständigkeit halber kaufte ich auch gleich noch das Gegenmittel, ein so genanntes Katzenfernhalte-Spray, um die Fernsteuerung von Dostojewski zu vervollständigen. Ich dachte dabei an meinen Vater, der sich einmal in der Apotheke ein natürliches Mittel gegen Verstopfung gekauft hatte und gleich am nächsten Tag wieder in die Apotheke rennen musste, um sich ein Mittel mit entgegengesetzter Wirkung zu besorgen. Die darauf folgende Woche verbrachte er wie Alice im Wunderland: Mal naschte er von dem einen Mittelchen, mal kaute er das andere, um wieder Herr seiner eigenen Verdauung zu werden, doch die moderne Medizin wollte ihn nicht aus ihren Klauen lassen.

Bei unserem Kater funktionierte die Spraysteuerung erst einmal perfekt. Ich besprühte den »New York«, Fjodor setzte sich drauf und rührte sich nicht mehr vom Fleck. Er ging nicht einmal mehr aufs Klo. Nur wenn ich nach dem Gegenmittel griff, stand er auf. Bald bewegte sich der Kater ohne Duftzugabe gar nicht mehr. Das konnte nicht lange gut gehen. Und bald war es auch schon so weit: Die Kinder entdeckten die Spraydosen. Auf beiden Fläschchen stand in großen Buchstaben: »Nicht die Katze besprühen!« Doch kleine Kinder lesen bekanntlich nicht, was auf kleinen Fläschchen geschrieben steht, und besprühten den Kater aus beiden Fläschchen gleichzeitig. Es war zweifellos ein vorsätzlicher Tierversuch, aber doch auch ein interessantes Experiment. Wir waren alle gespannt, wie der Kater reagieren würde. »Mag ich mich, oder mag ich mich nicht?« Kann eine Katze mit einer so verdammt schwierigen Frage überhaupt fertig werden? Ich weiß von vielen Menschen, die ihr ganzes Leben nach der richtigen Antwort gesucht und sie nicht gefunden haben. Unser Kater brauchte nur fünf Minuten. Dann ging er in die Küche und pinkelte in das Trockenfutter. Seitdem steht der Katzenbaum im Kinderzimmer und dient als Buch- und Puppenregal. Nein, Bäume gehören definitiv nicht in eine Wohnung! Auch finde ich es demütigend, sich in eine Pflanze zu verknallen. Man darf nicht den ganzen Sinn seines Lebens an einen Baum hängen.

Das zweite Buch, das ich gekauft hatte, *Leben in den Wäldern* von

Henry Thoreau, hatte ich schon als Jugendlicher in Moskau gelesen. Der Autor, ebenfalls auf Sinnsuche, war mit den damals herrschenden Moralvorstellungen der amerikanischen Gesellschaft unzufrieden. Eines Tages lieh er sich bei einem Nachbarn eine Axt, ging in den Wald und baute sich dort eine kleine Hütte am Ufer eines Sees. Dort lebte er zwei Jahre und zwei Monate lang, von der Außenwelt abgeschnitten, von den Früchten seiner Arbeit. Er hatte mehr mit Bäumen als mit Menschen zu tun, las Bücher, pflanzte Bohnen an, betrachtete die Sonnenaufgänge über dem See und dokumentierte sein Treiben in der Wildnis sorgfältig. Sein Buch, eine Mischung aus Gesellschaftskritik, Philosophie, landwirtschaftlichen Experimenten, Einkaufszetteln und Gedichten, wirkte auf mich vor zwanzig Jahren wie eine Art poetische Hippie-Lektüre unter dem Motto: »Wie wenig braucht der Mensch, um glücklich zu sein!«

*Sieh da, die kleine Hütte,  
Die dem Zerfall geweiht,  
Hier hat wohl  
Einst ein Dichter  
Vergessen Welt und Zeit.*

Doch heute las ich das Buch mit anderen Augen. Ich wusste inzwischen, dass Thoreau seine glückliche Hütte nicht selbst gebaut, sondern für achtundzwanzig Dollar einen Zimmermann damit beauftragt hatte. Doch vieles, sehr vieles sogar, was mich in der letzten Zeit unruhig gemacht hatte – das Angewidertsein vom Fernsehen, meine Ablehnung der Nachrichten aus aller Welt sowie die seltsame Anziehungskraft, die der Schrebergarten auf mich ausübte –, fand ich in diesem Buch wieder. Thoreau war kein Hippie. Damals, vor fast zweihundert Jahren, sprengte er mit seiner Entscheidung, im Wald zu leben, die Grenzen des komfortablen Kabinetts, das man ihm zugewiesen hatte. Er war sich sicher, dass man nur dann seinem Traum nahekommen kann, wenn man aus den gewohnten Verhältnissen ausbricht. Aber wohin?

Diese Problematik war heute noch aktuell. Viele meiner Kollegen suchten die Wildnis weit draußen. Mit Billigfliegern legten sie tausende von Kilometern zurück, sie flogen nach Sibirien, um die russische Seele zu erforschen, oder nach Afrika, um dort Giraffen zu jagen und auf diese Weise ihre ganz persönliche Wahrheit zu finden. Anschließend schrieben sie Bücher, bei denen auf dem Cover stand, der Autor habe gleichzeitig in der Schweiz, im Senegal und in Katmandu gelebt. Doch zwischen den Zeilen blickte aus diesen Büchern die immergleiche Unbedarftheit, das kindliche Warten auf ein Wunder am anderen Ende der Erde, das unersättliche Ich, das die



ganze überflogene Welt auf flüchtige Bekanntschaften, Geldwechseln und Kopfschmerzen reduzierte. War es das Kerosin wert, das für die Langflüge verbraucht wurde? War unser Inneres nicht der wahre weiße Fleck auf der Karte? Und war eine Wildgans, die in Sibirien frühstückte und in Kanada Kaffee trank, nicht sowieso hundertmal mehr ein Weltbürger als die Katmandu-Touristen?

Wie lange kann ein Mensch einer Giraffe hinterherjagen?, fragte sich Thoreau.

Sind Schwulenparaden und Bärenverfolgung wirklich die Probleme, die die Menschheit am tiefsten berühren?, fragte ich mich.

Warum nicht jeden zu der Musik tanzen lassen, die er hört?, fragten wir im Chor.

Thoreau ging nicht um jemandem etwas zu beweisen in den Wald, er brauchte einen neuen Standpunkt für seine Lebensforschung. Beeindruckt von seinem Werk, beschloss ich kurzerhand, in die Fußstapfen des großen Philosophen zu treten und ebenfalls in die Natur zu ziehen. Natürlich nicht für mehrere Jahre in einen Wald, sondern nur für ein paar Tage und Nächte in meinen Schrebergarten.



## 7 - Mein Leben im Schrebergarten

Die Entscheidung, ganz in den Schrebergarten zu ziehen, stieß auf massive Proteste der Familienangehörigen. »Wie jetzt? Und ich soll hier allein leben wie eine Witwe?«, regte sich Olga auf, als ich meine Absichten bei einem Familienessen preisgab. Die Kinder schlugen sich auf die Seite der Mutter: Sie bräuchten mich als Vater. Meine Tochter wollte, dass ich ihr half, ihren ersten Roman, *Das doofe Kaninchen*, in ihren ersten Computer (meinen ehemaligen) einzutippen. Sie hatte außerdem gerade an ihrem ersten Fahrrad ihren ersten Platten und war von dieser Erfahrung völlig überwältigt. Ich musste den Reifen reparieren. Mein Sohn brauchte auch täglich den Vater – um seine neu gelernten Judo-Übungen und Tricks an mir als Sparring-Partner auszuprobieren. Beide Kinder brauchten mich außerdem noch als Schlichter in ihrem endlosen, von Geburt an andauernden Streit, bei dem es stets um eine gerechte Verteilung der Güter ging.

Man erkennt unschwer, dass ich anders als Thoreau, der sein Leben der Keuschheit verschrieben hatte, nicht einfach so Adieu sagen konnte. Thoreau war ein alleinstehender Asket gewesen, ein überzeugter Single im Wald, der sich vor einer imaginären »Gesellschaft« im Dickicht versteckte. Ich als mehrfacher Familienvater musste mir dagegen mein Recht auf Abenteuer hart erkämpfen. Das Familienleben besteht aus ständigem Feilschen und

Kompromisseschließen. Wir fanden auch in diesem Fall einen Kompromiss: Ich durfte für ein paar Tage in den Garten ziehen, und die Familie durfte mich jeden Tag besuchen.

Abends ging ich durch die Kolonie, um die Gärten einmal um diese Zeit zu erleben. Überall waren an Masten und Lauben große und kleine Deutschlandfahnen gehisst. Bei einigen, wie zum Beispiel bei Günther Grass, handelte es sich um DDR-Fahnen mit Hammer und Zirkel in der Mitte, es gab aber auch rein schwarz-rot-goldene. Ich überlegte, wofür diese Farben stehen mochten. Das Schwarz sollte wahrscheinlich an die dunklen Seiten der deutschen Geschichte erinnern. Es war nicht immer alles rund gelaufen in Deutschland. Rot – das waren die hart erkämpften demokratischen Freiheiten. Und das Gold stand natürlich für die Sozialhilfe.

Zu meiner Verwunderung musste ich feststellen, dass ich nicht der Einzige war, der sich entschlossen hatte, im Garten zu übernachten. Die Parzellen waren voll. In den Gärten unter den Flaggen saßen Männer in Unterhosen und Frauen mit großen Hüten. Viele guckten Fernsehen. Die Hitze und die Fußballweltmeisterschaft, die unter dem lustigen Slogan »Die Welt zu Gast bei Freunden« stattfand, hatten die Menschen in den Garten getrieben. Draußen in der Stadt schweißte die Sonne die ganze Welt zu einem feuchten Klumpen zusammen, eingemottet in die Nationalfarben der teilnehmenden Länder. Im Schatten der Apfelbäume herrschten dagegen angenehme Temperaturen. Hier konnte jeder, der eine Laube mit Stromanschluss besaß, gemütlich unter dem eigenen Blätterdach Fußball gucken und dabei Billigbier trinken.

Das gelb-blaue Brasilien schlachtete gerade das purpurrote Kroatien, als ich mich dem Vereinslokal näherte. Die Kneipe war fast leer. Nur vier obligatorische Biertrinker – drei Männer und eine Frau, die zum Mobiliar der Gaststätte gehörten –, saßen an einem Tisch in der Ecke unter den zahlreichen DDR-Wimpeln und -Pokalen. Sie griffen nach ihren Gläsern wie geübte Synchronschwimmer und schwiegen. Alle Geschichten waren längst erzählt. Im Fernsehen spielte inzwischen die Welt verrückt. Brasilianische Mädchen zogen sich auf den Tribünen aus, um ihre Mannschaft zu unterstützen, und die Kroaten hatten einen Flitzer, der auf das Fußballfeld lief, um dem Torwart einmal die Schuhe zu lecken. Die Vereinstrinker betrachteten angestrengt den vollen Aschenbecher in der Mitte ihres Tisches. Sie betrachteten ihn so intensiv, dass man das Gefühl hatte, noch ein bisschen, und der Aschenbecher erhebt sich in die Luft. Als ob sie damit ausdrücken wollten: Fußballweltmeisterschaften kommen und gehen, der Aschenbecher aber bleibt.

Etwas abseits von der Runde, neben einem Dart-Spielautomaten, saß der bärtige Vereinswirt. In einer Hand hatte er eine Zeitung, die andere war eingegipst. Mit der Zeitung schlug er einer Fliege mehrmals auf den Kopf, die vor ihm auf dem Tisch tapfer hin und her lief. Die Fliege reagierte darauf mit einem leisen Summen. Auch die beiden kannten sich wahrscheinlich noch aus DDR-Zeiten. Draußen vor dem Lokal saß ein junges Pärchen – Kleingartennachwuchs. Das Mädchen hatte ihren Kopf in den Schoß des Jungen gelegt, und er streichelte zärtlich ihr Haar. Neben ihnen hing an dem Anschlagsbrett hinter Glas ein Papier mit der Überschrift: »Festgestellte Mängel bei der Gartenbegehung am 27. 05. 2006«. Der Autor dieses Papiers geißelte das verbrecherische Treiben der Gärtner und drohte mit weit reichenden Konsequenzen in einer Sprache, die an Parteidokumente aus dem vorigen Jahrhundert erinnerte. »Parzellen Nr. 56 bis 58! Ihre Gärten sind völlig verwildert! Das Gras meterhoch! Die kleingärtnerische Nutzung ist nicht erkennbar. Parzelle Nr. 79! Man kann nicht einmal den Eingang Ihres Gartens finden! Parzelle Nr. 90! Trotz der stark verschmutzten Fenster sind zerrissene Gardinen gut erkennbar!« Über unser Grundstück hieß es: »Dieser Garten wurde erst kürzlich an den neuen Pächter übergeben. Auf der Seite links zum Nachbarn wurde eine Ligusterhecke gepflanzt. Das ist laut Gartenordnung nicht statthaft. Auch die Korkenzieherweiden gehören nicht in den Kleingarten. Da die Pächter offensichtlich die Gartenordnung nicht gelesen haben und keine Einsicht zeigen, wird eine Vorladung zur Sprechstunde notwendig. Bei der Gartenbegehung war niemand anwesend.«

Ich schimpfte leise und malte mir aus, was ich mit diesem Vorstand machen würde, wenn ich nicht Schriftsteller, sondern ein unsichtbarer Spiderman wäre. In diesen angenehmen Gedanken versunken, ging ich weiter und stieß auf einen schmalen Weg hinter dem Vereinshaus, den ich bisher übersehen hatte. Er führte über eine kleine Brücke und weiter in eine Gegend, in der ich noch nie gewesen war. Je länger ich lief, umso beeindruckender erschien mir die Gartenkolonie. Ich hatte bisher keine Ahnung gehabt, wie riesig sie eigentlich war. Gärten über Gärten bis an den Horizont. Ich bog einmal links und einmal rechts ab, in der Hoffnung, an die Grenzen der Kolonie zu stoßen, an einen letzten Zaun mit Tor. Doch hinter jeder neuen Ecke entfalteten sich neue Gartenanlagen, mit und ohne Rosen, mit und ohne Gartenzwerge, mit und ohne Korkenzieherweiden.

Langsam wurde es dunkel, Brasilien hatte längst gewonnen, es war kein Mensch mehr auf den Terrassen zu sehen. Ich kehrte um. Die Brücke über einen kleinen Bach sollte mir als Orientierung dienen, sie

war aber nicht mehr zu finden. Stattdessen sah ich immer wieder die gleichen Lauben. Langsam beschlich mich das Gefühl, mich in einem völlig unbekannten Land verlaufen zu haben, in einem Parallel-Deutschland, das friedlich neben dem mir bekannten existierte: das eine ein Land der Städte, mit prächtigen Theaterhäusern und neu gebauten Bahnhöfen, Mitglied der UNO, UNESCO, G8 und C4, mit Vorsitz bei der Weltbank und im Weltsicherheitsrat, mit Vertretungen im nahen und fernen Ausland. Und das andere Deutschland ein riesengroßer Schrebergarten. Wie oft habe ich auf meinen Reisen dieses andere Deutschland aus dem Zugfenster beobachtet, mit seinen Lauben, Schaukeln, Grillanlagen und Kindern, die einander mit einem Wasserschlauch nass spritzten.

Einmal, als ich mit einem russischen Kollegen im Zug saß, meinte dieser anerkennend, es werde in Deutschland doch viel für die Kinder getan. Er zeigte dabei auf Schrebergärten, die er wegen der vielen kleinen Häuschen für Kinderspielflächen hielt. Auf die Idee, dass sich spielwütige Erwachsene dort aufhielten, war er nicht gekommen. Wenn ich ihm den Sinn dieses Spiels nahegelegt hätte – um jeden Preis die Kräuter in einer Linie zu pflanzen und den Rasen zu mähen, ob mit Strom oder Muskelkraft, aber nicht an Sonn- und Feiertagen –, er hätte mir bestimmt nicht geglaubt. Erst recht nicht, wenn ich ihm noch erzählt hätte, beim letzten Rasenmähen sei mir die Verlängerungsschnur unter die Scheren geraten, und es habe einen solchen Knall gegeben, dass alle Birnen vom Baum meines Nachbarn Günther Grass auf mein Grundstück gefallen seien und nun mir gehörten, weil laut deutscher Gartenverfassung jede vom Baum gefallene Frucht dem Gartenbesitzer gehört, auf dessen Grundstück sie liegt. Der Baumbesitzer kann zwar innerhalb von zwei Wochen eine Beschwerde einreichen, aber bis dahin ist längst alles aufgegessen.

Ich hätte noch einiges zu erzählen über die Deutschen und ihre Schrebergärten – mein Bekannter wäre wahrscheinlich vor Lachen aus dem Zug gefallen. Kann es sein, dass dieses andere Deutschland der Gärten untereinander vernetzt ist, mit Wegen und Straßen, die auf keiner Karte eingezeichnet sind und die kein Navigationssystem kennt, und dass ich, wenn ich so weiterlaufe, mit Glück irgendwo bei Braunschweig wieder herauskomme? Ich dachte bereits über Plan B nach, das heißt in einen fremden, leer stehenden Garten einzudringen, um dort zu übernachten. Es wurde langsam kalt. Ich tat mir selbst leid. Vielleicht ist es mein Schicksal, durch wildfremde Gärten zu ziehen, hoffnungslos verloren im Schrebergarten-Deutschland, bis mich eines Tages eine Streife der Schrebergartenpolizei unter einem

Stachelbeerstrauch findet, alt und erschöpft. »Das ist doch der Kerl von der Parzelle 118«, würden sie sagen. »Der Arme hat es die letzten zweihundert Meter bis zum eigenen Gartentor nicht mehr geschafft!«

Als ich schon die Hoffnung aufgegeben hatte, meine Heimatparzelle jemals wiederzufinden, stolperte ich plötzlich beinahe über einen Vogel, der mitten auf der Straße saß. Es war Don Juan, der Kanarienvogel von Frau Krause, bei seinem nächtlichen Spaziergang. Der Straßenbahngarten musste also ganz in der Nähe sein. Der Kanarienvogel rettete mich, er führte mich Schritt für Schritt aus der Sackgasse und bis nach Hause zu meiner Parzelle. Ich wusste nicht, wie ich mich bedanken sollte.

»Wenn du irgendwann einmal Hilfe brauchst, Sterbehilfe zum Beispiel, komm vorbei, ich werde für dich da sein«, sagte ich zu Don Juan.

Er antwortete nicht. Schade, dass Kanarienvögel nicht sprechen können, der hier hätte bestimmt viel zu erzählen. Obwohl – als Kind hatte ich Angst vor sprechenden Vögeln. Meine erste Freundin hatte einen sprechenden Papagei, der sie oft verraten hat. Wenn ihre Eltern abends von der Arbeit kamen, krächte der Papagei: »Küss mich«, »Wie geht dieser Büstenhalter auf?« und andere Unanständigkeiten.

Sprechende Vögel können sehr gemein sein, und sie leben lange. Im Münchner Zoo, so erzählte mir ein Freund, rief ein Papagei noch 1953 ständig »Heil Hitler«. Neben seinem Käfig hing ein Schild: »Die Zooverwaltung ist mit der Meinung des Vogels nicht einverstanden.«

Alle meine Freundinnen besaßen lustige Haustiere. Meine Exfreundin hatte zum Beispiel einen hochsensiblen Dackel, der laufend scheinschwanger war. Einmal nahmen wir ihn in den Wald mit, damit der Dackel sich ein wenig in der Wildnis austoben konnte. Denn eigentlich sind Dackel Jagdhunde. Schnell hatte er die Spur eines Riesenhasen entdeckt und verfolgte sie mit lautem Bellen. Doch der Hase war eine Beute mit Lebenserfahrung, schnitt professionell ein paar Ecken ab, und der Dackel, der wegen seiner kurzen Beine einen langen Bremsweg hatte, knallte mit voller Wucht gegen eine Tanne. Die Jagd war damit zu Ende. Am nächsten Tag schwoll der Dackel immer mehr an, er saß unter dem Bett und gab mitleiderregende Geräusche von sich. Eine Tierärztin attestierte ihm eine so genannte Scheinschwangerschaft. »Sie brauchen nichts zu tun, das geht von alleine vorbei«, meinte die Ärztin.

Der arme Dackel hatte seinen Knall gegen den Baum falsch gedeutet, er bildete sich ein, von dem wilden Riesenhasen geschwängert worden zu sein und wartete nun auf die Babys, die nicht kamen. Nach zwei

Wochen schwoll der Dackel wieder auf Normalmaß zurück. Aber jedes Mal, wenn er fortan einen Hasen oder etwas Hasenähnliches sah, schwoll er sofort wieder an. Und manchmal schwoll er auch einfach so an, aus Langweile. Ich weiß dank solcher Geschichten, dass Tiere und Vögel auch eine Psyche haben, und behandle sie daher immer mit Respekt.

Der Schrebergarten-Kanarienvogel sagte kein Wort. Schweigend hatte er mir geholfen, den Weg nach Hause zu finden. Ich überquerte die Brücke, ging an dem längst geschlossenen Vereinsgebäude vorbei, an dem Brett mit den Parteipapieren, an der leeren Bank und landete schließlich vor unserem Gartentor. Das Licht in der Laube brannte. Ich hatte die Birne absichtlich nicht ausgemacht, damit ich das Schlüsselloch finden konnte.

In der Laube war es stickig und eng. Ich hatte keine Lust zu schlafen und beschloss, noch ein wenig zu lesen. Mein Vorbild Henry Thoreau hatte in seinem Werk sehr ausführlich beschrieben, wie er in der Wildnis das Bohnenpflanzen mit dem Bücherlesen geistreich verband. Im Schrebergarten war ich auf Bohnen nicht angewiesen. Ich hatte mich rechtzeitig vor dem Einzug in die Laube mit Chips und belegten Brötchen eingedeckt, also fing ich gleich mit der Lektüre an.

»In der Anhäufung unseres Eigentums, in der Gründung einer Familie oder eines Staates sind wir sterblich«, schrieb Thoreau, »aber im Forschen nach der Wahrheit sind wir unsterblich.« In seiner Hütte lagen Homer, Aischylos und einige Reisebücher. In meiner Laube hatte ich nur *Der Sinn des Lebens*, 300 *praktische Ratschläge für intelligente und faule Gärtner* sowie einen von Frau Pflaume geerbten DDR-Garten-Ratgeber, den *Rat für jeden Gartentag*. Anders als sein westdeutscher Kollege hatte der ostdeutsche Gartenmensch nicht dreihundert, sondern dreitausend Ratschläge auf Lager. Laut Vorwort war er bei der Bearbeitung der neunten Auflage seines Werkes gestorben, wahrscheinlich an Überarbeitung. Dieser Gartenfetischist hatte tatsächlich für jeden Tag im Jahr ein ganzes Arbeitsprogramm entwickelt, dessen Sinn darin bestand, dem Gärtner keine Sekunde Ruhe zu gönnen. Gemäß seinem Ratgeber sollte der Gärtner zum Beispiel im Januar die borkige Rinde von den Bäumen »sorgsam abkratzen« und im Februar ein mir unbekanntes »Strohsubstrat« mit dem Austernseitling impfen.

Bei dieser Lektüre fielen mir schnell die Augen zu, und ich machte das Licht in der Laube aus. Fünf Minuten später machte ich es wieder an. Ich war nicht allein. Eine äußerst muntere Gesellschaft, bestehend aus fliegenden und kriechenden Ameisen, Mücken, Spinnen,

exotischen gelben Motten, die wahrscheinlich vom Licht meiner Lampe angezogen wurden, sowie grünen und gestreiften Schnecken, Käfern mit und ohne Flügel, kleinen durchsichtigen Mistkerlen mit Haaren auf dem Rücken und etlichen anderen schwer zu beschreibenden Mikroorganismen, teilte mit mir die Bude. Die meisten benahmen sich friedlich. Sie jagten und aßen einander, griffen mich aber nicht direkt an. Manche krabbelten auf mir herum und versteckten sich, wenn ich das Licht anmachte. Aber sobald es wieder dunkel war, kamen sie aus ihren Verstecken und kitzelten mich. Einige hielten mich für ein Lebensmittel und tranken mein Blut. Ich versuchte, den kleinen Biestern eine Lektion zu erteilen und ihnen klarzumachen, wer hier der Chef und Hauptpächter war.

Im Kampf verging die Zeit schnell. Wie ein Leuchtturm stand mein Garten im grünen Meer der Obstbäume – im Zehnminutentakt ging das Licht in der Laube an und aus, man hörte Schläge, Flüche, dann wieder Stille. Zweimal überlegte ich, den Rest der Nacht draußen unter dem Apfelbaum auf einer Matratze zu verbringen. Aber im Gras und auf den Bäumen gab es noch mehr Ungeziefer. Dazu kamen unsichtbare Vögel, die im Chor ihr freies Leben in einer wundervollen Welt voller leckerer Schnecken und Fliegen besangen. Manchmal schien mir, als würde ich in diesem Chor auch die Stimme des Palermo-Papageien heraushören.

Als Pächter hatte ich keine Chance, in diesem natürlichen Chaos für Ordnung zu sorgen. Um fünf Uhr durchlöcherte die Sonne meine Laube von links nach rechts. Ich öffnete die Tür, und die Insekten, die mit mir in der Laube übernachtet hatten, flogen an die frische Luft, trafen auf ihre Artgenossen, die draußen im Garten übernachtet hatten, und tauschten laut ihre Erfahrungen aus. Ich steckte den Kopf unter eine kalte Dusche, schaute in den Spiegel und kratzte mir die Mückenstiche von der Stirn.

Die Ereignisse der ersten Nacht konnten trotz allem die Freude nicht trüben, die mich beim Anblick des Sonnenaufgangs erfüllte. In der Natur schien die Sonne besonders intensiv. Sie gab dem Schrebergarten alle Farben wieder – die Rosen wurden richtig gelb, die grünen Äpfel bekamen einen roten Anstrich, sogar die fetten Fliegen auf dem Tisch und der Stacheldraht auf dem Gartentor strahlten golden, sobald sie unter die frische Sonne gerieten. Leider waren die meisten Früchte und Beeren noch nicht reif für ein echtes Gartenfrühstück. Ich pflückte ein paar Erdbeeren, setzte mich in die Sonne, nahm das Buch *Rat für jeden Gartentag*, legte es mir aufs Gesicht und schlief noch einmal ein.

Um halb zwölf wurde ich von Herrn Kern, dem fleißigen Biogärtner



von gegenüber, geweckt, der im Trainingsanzug und mit Fahrradhelm mit seinem Rasenmäher durch den Garten lief. Was machte er so früh an einem Wochentag im Garten?, überlegte ich. Aus unseren früheren Gesprächen wusste ich, dass Herr Kern einer regelmäßigen Arbeit nachging. Als leitender Angestellter einer Bankgesellschaft musste er von Montag bis Freitag ab zehn Uhr morgens riskante Investitionen im Ausland und Finanzierungspläne für große Bauvorhaben prüfen. Stattdessen mähte er seinen Rasen an einem Mittwoch um zwölf. Ich stellte mir vor, wie Herr Kern mit seinem Dienstwagen zur Arbeit fuhr, die Aufgaben in der Abteilung verteilte, den Computer anschaltete und zahlreiche Ordner über seinen Tisch verteilte. »Bin heute sehr beschäftigt«, rief er seiner Sekretärin zu, »habe viele Termine außerhalb!« Dann schloss er die Tür seines Büros, zog sein schickes schwarzes Sakko aus, holte einen Trainingsanzug aus dem Schrank, seinen Fahrradhelm und die Brille, lief durch die Hintertür nach draußen, stieg aufs Fahrrad, und los ging's. Keine zwanzig Minuten später summte er schon mit dem Rasenmäher, *wrummm, wrummm*. Die Risikoinvestitionen und Finanzpläne mussten warten.

Kurzerhand beschloss ich, meinen Nachbarn zu besuchen. Er zeigte mir stolz seine großgewachsenen Kartoffeln, Radieschen, die etwas von Käfern angebissen waren, Zwiebeln und Erdbeeren. Und ein eigenhändig zubereitetes Knoblauchkonzentrat in einem großen Glas, mit dem er die Bäume gegen ihre natürlichen Feinde schützen wollte. Ich erzählte ihm von meinem Ärger mit dem Vereinsvorstand. Herr Kern hatte die Parteibeschlüsse am schwarzen Brett auch gesehen, und in seinen Augen las ich nun eine kleingartentypische Mischung aus Mitleid und Schadenfreude. Ich wollte den Konflikt mit dem Vorstand nicht unnötig verschärfen, und Herr Kern erklärte sich bereit, mir zu helfen, die arme Korkenzieherweide zu fällen, obwohl sie niemandem etwas zuleide getan hatte. Aber so ist das Leben.

»Wir können deine Weide mit meiner Elektrosäge Stück für Stück abschneiden und dann mit meinem Häcksler zermahlen«, überlegte Herr Kern laut. »Ich habe da so einen Häcksler in der Laube.«

Sein Gerät der Marke *Bosch* verschluckte meine arme Korkenzieherweide innerhalb von Sekunden, zerkaute sie und spuckte die Überreste in eine Tüte. Anstelle des Baumes pflanzte ich gleich vier neue Erdbeerpflänzchen, indem ich Ableger von bereits dort wachsenden Erdbeeren nahm. Anschließend begoss ich den Garten gründlich und ging einkaufen. Die Brötchen waren alle. Auf dem Rückweg machte ich einen Schlenker und schaute im Straßenbahngarten vorbei. Die Bewohner dieser Parzelle konnte man schon auf halbem Weg deutlich hören. Das eine Kind war auf einen

Baum geklettert, das andere hing an seinem Fuß.

»Lass mich los!«, schrie das eine.

»Niemals!«, schrie das andere.

»Hört sofort auf!«, schrie die Oma. Dazu bellten die Hunde.

Nur Frau Krause ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Sie saß auf der Terrasse, rauchte *American Spirit* und zählte die Erdbeeren auf dem Tisch.

»Hundertvierundachtzig Stück!«, sagte sie strahlend, als ich näher kam. »Und sie schmecken richtig nach Beeren, nicht wie dieses Zeug aus der Kaufhalle. Habe ich dir schon erzählt, dass mein Mann eine Affäre hatte, mit einer alten Frau aus Palermo? Ich hätte ihm so etwas nicht zugetraut, er war nur einmal drei Tage in Palermo, und gleich eine Affäre! Jetzt schreibt er Briefe nach Palermo. Aber hinziehen möchte er nicht. Er sagte, ich sehe das alles falsch, es wäre rein fleischlich gewesen, keine Liebe also. So sind die Bräuche in Palermo. Die Mädels sind alle Feuer und Flamme in Palermo. Wenn ein Mann einer Frau gefällt, geht sie zu ihm und sagt es ihm ins Gesicht. In Palermo.«

»Sag mal, Renate«, fragte ich meine Nachbarin, um sie von Palermo abzulenken. »Wusstest du, dass dein Kanarienvogel Don Juan nachts durch die Kolonie spaziert? Ich habe ihn letzte Nacht ziemlich weit weg von hier hinter dem Vereinsgebäude getroffen.«

Renate überlegte kurz.

»Das hat er vor seinem Herzanfall nie getan«, erzählte sie. »Mein Schwiegervater war aber Schlafwandler.« Ob es möglich wäre, dass der Geist des Schwiegervaters in den Körper des schlafwandelnden Kanarienvogels umgesiedelt war?

Zurück in der Heimatlaube erwartete mich bereits meine ganze Familie. Meine Kinder, meine Frau und sogar meine Schwiegermutter waren gekommen, um mich zu überreden, das Experiment »Mein Leben im Garten« abubrechen. Ehrlich gesagt, war ich selbst nicht mehr scharf auf eine zweite Nacht inmitten der Insekten. Henry Thoreau hatte sicher mehr Ausdauer, mehr Entschlossenheit als ich. Er war aber auch ziemlich durchgeknallt – verbrachte sein Leben ohne Wein und ohne Frauen, predigte Enthaltsamkeit und bezeichnete faule Menschen als unreine Wesen. Ich bin dagegen der Meinung, dass der Faule manchmal mehr erkennt, während sich der Fleißige in seinem ständigen Tun bloß untergräbt. Außerdem sind fleißige Menschen dauernd schlecht gelaunt, weil sie glauben, unterfinanziert zu sein. Die Fleißigen haben in der Regel einen überempfindlichen Sinn für Gerechtigkeit. Das macht sie zu schwierigen Menschen. Sie haben

ständig das Gefühl, von anderen hintergangen zu werden, die viel weniger arbeiten oder gar nichts tun und trotzdem mehr kriegen. Fleiß verdirbt den Charakter. In Deutschland steht Fleiß ganz oben in den Top Ten der Tugenden. Deswegen sind viele Deutsche dauerhaft schlecht gelaunt. Sie sagen, der frühe Vogel fängt den Wurm, und schimpfen ständig über die Menschen, die gerne länger schlafen. Die Chinesen meinen dazu: Nur der Vogel, der vorne fliegt, wird abgeschossen. Darüber sollen die deutschen Streber einmal nachdenken.

Diese und einige andere Gedanken (Mücken, Hitze, warmes Bier aus der Flasche) veranlassten mich, vorzeitig aus der Laube auszubrechen und zurück in die Wohnung zu ziehen.

Und hier die vorläufigen Ergebnisse meines Thoreau-Experiments im Vergleich:

H. D. Thoreau (zwei Jahre und zwei Monate im Wald):



Eine Hacke:	\$ 0.54
Bohnen zum Pflanzen:	\$ 3.12
Kartoffeln:	\$ 1.33
Erbsen:	\$ 0.40
Rübsamen:	\$ 0.06
Weißer Schnur zum Schutz gegen Krähen:	\$ 0.02
Mieten 1 Pferdes zum Pflügen und 1 Knechts für 3 Stunden:	\$ 1.00
Gesamt:	\$ 6.47

W. Kaminer (ein Tag im Schrebergarten):

Sechs Flaschen Radeberger Pilsner: € 6,36

Brot, Käse, Wurstaufschnitt: € 4,72

Paprikachips: € 0,70

Texteron-Salbe zum Schutz gegen  
Mücken: € 3,99

Zigaretten: € 3,80

Eine Kaisers-Tüte: € 0,20

Mieten von Häcksler der Marke Bosch und  
1 Helfers für 2 Stunden: € 0,00.

Gesamt: € 18,77



## 8 - Hummelrap

Die schlechte Nachricht zuerst: Es wird dieses Jahr keine Süßkirschen bei uns geben. Die Amselfraktion hat alle Kirschen nach und nach ausgelutscht, nicht nur bei uns, sondern fast überall in den Gärten. Selbst solch erfahrene Kollegen wie Günther Grass sind nicht ohne Ernteschäden davongekommen, obwohl er sich große Mühe gab, die Amseln zu bekämpfen. Mein Nachbar hatte ein spezielles Netz über seine Bäume ausgebreitet und eine improvisierte Vogelscheuche auf der Wiese aufgestellt, aber das hat alles nichts genützt. Schadenfroh und mitleidig tauschten wir uns über den Gartenzaun aus. Er möge Sauerkirschen sowieso lieber, meinte Günther und fuhr nach Hause. Ich blieb noch eine Weile, weil ich noch gießen musste. Da kam die Krönung des Abends: Mich besuchte eine Amsel-Prüfungskommission. Zwei große Vögel sprangen vom Baum zu Baum, um zu gucken, ob ihre Artgenossen auch wirklich alle Früchte aufgegessen hatten. Nichts durfte übrig bleiben, nichts sollte der Gärtner behalten können, so stand es wahrscheinlich im Bundesamselgesetzbuch, das alle diese Vögel auswendig zu lernen hatten.

Was sollte ich nur mit ihnen machen? Im menschlichen Bürgerlichen Gesetzbuch habe ich nichts gegen Amselfraß gefunden, abgesehen von Paragraph 960 zu herrenlosen Wildtieren, Fischen und Vögeln im Allgemeinen. Laut diesem Paragraphen gelten wilde Tiere, Fische und

Vögel als herrenlos, solange sie sich in Freiheit befinden, während wilde Tiere in Gärten, Fische in künstlichen Teichen und Badewannen sowie Vögel, die auf privaten Bäumen sitzen, keinesfalls herrenlos sind. Die Amseln gehörten also eigentlich mir, sie sollten meinen Anweisungen folgen und sich gefälligst unterordnen. Leider konnten die dummen Vögel nicht lesen und wollten nichts von ihrem Herrn wissen. Es war aber auch zu dumm vom Bürgerlichen Gesetzbuch, an Lebewesen zu appellieren, die von Natur aus Analphabeten waren, wie Bienen zum Beispiel.

Was sollte dieser Haufen von Bienengesetzen, der das Bienenleben in Deutschland regeln sollte, obwohl jeder halbwegs vernünftige Gesetzgeber doch wissen musste, dass Bienen nicht lesen können? Trotzdem war dem deutschen Bienenschwarm mindestens ein Dutzend Paragraphen gewidmet: »Zieht ein Bienenschwarm aus, so wird er herrenlos, wenn der Eigentümer ihn nicht unverzüglich verfolgt.« Wenn ein Bieneneigentümer aufgibt, ist er kein Eigentümer mehr, und die Bienen dürfen sich von oben herab über ihn lustig machen. Wenn er aber nicht aufgibt, darf er ungestraft fremde Wohnungen und fremde Grundstücke betreten. Wundern Sie sich also nicht, wenn ein Haufen Bienen durch Ihre Wohnung schwärmt und gleich darauf ein Irrer Ihre Tür mit einer Motorsäge zerschreddert. Das wird sicher der Imker sein, der sein Eigentum verfolgt.

Mein Lieblingsbienengesetz war der Paragraph 963 des Bürgerlichen Gesetzbuches. Er hieß sehr deutsch »Wiedervereinigung von Bienenschwärmen«: »Vereinigen sich ausgezogene Bienenschwärme, so werden die Eigentümer zu Miteigentümern des Gesamtschwarms. Die Anteile sollen sie sich nach der Zahl der verfolgten Bienen sichern.«

Mit der Zeit wird jede Gesetzgebung unübersichtlich, weil so vieles und immer etwas anderes hier durch die Gegend schwärmt, und alles muss geregelt werden. Die Bienengesetze stammten noch aus der Zeit des Hungers. Damals lebten viele Menschen in Deutschland vom Honig, den sie wahrscheinlich ihrer Rhabarbersuppe beimischten. Viele hielten sich Bienen zu Hause und im Garten. Die Bienen sammelten Nektar, machten daraus Honig, und die Menschen stahlen ihn und aßen ihn auf, oder sie verkauften ihn auf dem Markt als ihren eigenen, so als wären sie selbst von Blume zu Blume geflogen. Die Bienen bekamen dafür nichts oder höchstens billiges Zuckerwasser. Also versuchten sie ständig, sich vor den Menschen in Sicherheit zu bringen. Die Menschen verfolgten sie durch Wälder und Felder, die Bienen stachen, die Menschen rächten sich dafür, und auf beiden Seiten gab es viele Opfer. Und so entstanden die Bienengesetze, um

den Honigklau zu legitimieren. Die meisten Gesetze werden ja geschrieben, um irgendwelche unzivilisierten Handlungen salonfähig zu machen. In gewisser Weise sind aber die Bienen selbst schuld, dass sie sich von den Menschen derart einspannen lassen. Bienen stehen in meinen Augen weit unten auf der Evolutionsleiter der Honigmacher, allein schon wegen ihrer Eigenart, stets in großen Schwärmen zu fliegen und sich immer den anderen unterzuordnen – diesen kollektivistischen Reflex, diese fatale Gruppendynamik kann ich nicht leiden.

Die Alternativlösung beim freien Nektarsammeln stellen für mich die Hummeln dar, sie sind die ambitioniertesten Sammler überhaupt. Die Hummel fliegt immer allein. Sie macht einen souveränen Eindruck. Und sie sieht viel besser aus als eine Biene. Ich habe guten Grund zu der Annahme, dass die Hummel bei den Honigproduzenten ganz oben auf der Evolutionsleiter steht. Eine volle Stunde beobachteten meine Tochter und ich eines Abends eine solche Hummel, die drei große Rosen in unserem Garten bestäubte. Die Hummel hielt zunächst vor der Rose einen Augenblick mitten in der Luft an und musterte sie. Da deren Blüte ihr anscheinend gefiel, landete die Hummel vorsichtig und verschwand mit lautem Summen im Inneren der Blume, die dabei deutlich an Gewicht gewann. Eine Weile war die Hummel nicht mehr zu sehen, man hörte sie nur. Die Rose schaukelte dabei wie von alleine auf und ab. Wenig später kroch die Hummel mit einem zufriedenen und zugleich besorgten Gesichtsausdruck heraus und sofort in die zweite Rosenblüte hinein. Diese schwankte noch heftiger, bis die Hummel ohne Pause die dritte Rose bestieg. Irgendwann konnte die Hummel nicht mehr summen. Ich glaube, sie konnte auch nicht mehr fliegen, so voll war sie. Sie plumpste vom Rosenstrauch einfach ins Gras und blieb dort liegen. Meine Tochter war derart beeindruckt, dass sie noch am selben Abend einen Hummelrap verfasste.

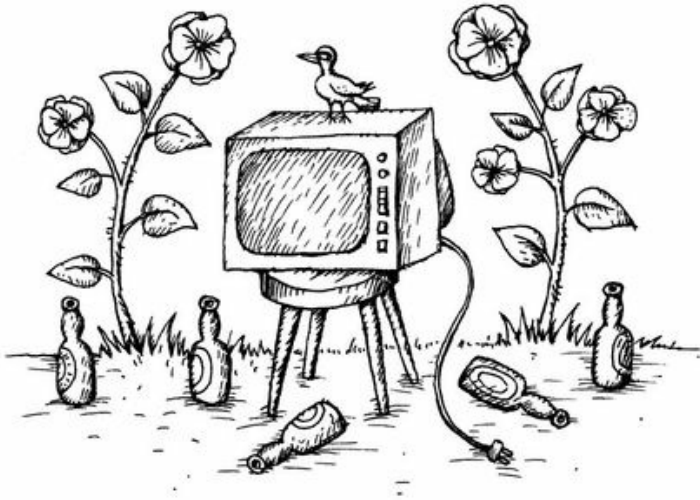
Hummelrap von Nicole:

*Ich will eine Hummel sein,  
Das ist so gemein,  
Dass ich es nicht darf.  
Denn sie ist so scharf,  
Die kleine Hummel.  
Spielt gern auf dem Rummel,  
Sie fliegt im Regen,  
Wird niemals nass,  
Das finde ich krass.*

*Ich möchte gern eine Hummel sein,*

*Denn sie ist so scharf.  
Das ist echt gemein,  
Dass ich es nicht darf.*





## 9 - Einige unbekannte Fakten aus dem Leben von Günther Grass

Was tun? Diese Frage, der sich jeder anständige Zivilist stellen sollte, erübrigt sich, wenn der Zivilist einen Schrebergarten hat. Zumindest im Sommer wird er dort alle Hände voll zu tun haben. Er könnte sogar locker noch ein Dutzend weiterer Zivilisten in seinem Garten beschäftigen, zum Beispiel bei der Johannisbeerernte, und damit die Arbeitslosigkeit in Deutschland tendenziell gegen null senken. Nur müssten in diesem Fall die Gehälter und Sozialabgaben in Johannisbeeren statt in Geld erfolgen, und das könnte sich der entwickelte Kapitalismus nicht leisten, weil man Johannisbeeren zwar im Kühlschrank in einem Glas, aber nicht bei einer Bank zu einem guten Zinssatz dauerhaft anlegen kann. Sollte die Johannisbeere aber jemals als Währung akzeptiert werden, dann wären wir Millionäre. Ich konnte mir früher überhaupt nicht vorstellen, wie viel Konfitüre an so einem kleinen Busch hängen kann. Dabei hatten wir »nur« vier Johannisbeerbüsche in unserem Garten abzuernten – einen Busch mit roten Beeren und drei mit weißen, von denen wir dummerweise am Anfang dachten, sie würden auch irgendwann einmal rot. Erst nach wiederholten Hänseleien unseres Nachbarn, der mich mit den Worten »Warten bringt nix« und »Weißer werden sie nicht« blamierte, wurde mir klar, dass es sich hierbei um eine spezielle Johannisbeersorte handelte, die in Russland äußerst selten ist.

Die weiße Johannisbeere schmeckte gut und war zehnmal fruchtbarer als ihre rote Schwester. Dort, wo bei der roten fünf Beeren hingen, hatte die weiße gleich zwanzig. Mit einer solchen Riesenernte waren wir überfordert, uns war klar, dass wir es zu zweit nicht schaffen würden. Drei Tage hatten Olga und ich für einen einzigen Busch gebraucht, und danach war er noch immer nicht leer. Wir riefen unsere Freunde an, auch meine Eltern kamen, um uns zu helfen, und die Kinder bekamen ebenfalls kleine Körbchen in die Hand gedrückt, die sie mit Beeren füllen sollten. Unseren anfänglichen Traum vom »Grillen im Schatten der Bäume« mussten wir komplett bis auf das Ende der Ernte verschieben, aber dieses Ende war nicht abzusehen. Nicht einmal unsere Gartenmöbel kamen so recht zum Einsatz, da wir rund um die Uhr arbeiteten. Tagsüber sammelten wir die Beeren, abends verarbeitete meine Frau die Beute zu Johannisbeerkonfitüre, die wir angeblich »für die langen Winterabende« brauchten, wie Olga mir erklärte. Ich fühlte mich etwas bedroht von dieser Konfitüre. Ich hatte bis jetzt, wenn überhaupt, nur ab und zu Orangenkonfitüre gegessen.

Die großen und kleinen Gläser mit hausgemachter Johannisbeerkonfitüre beanspruchten immer mehr Platz in der Küche. Der Küchenschrank war schnell voll, bald fand ich die Gefäße in meinem Arbeitszimmer unter dem Tisch, im Bücherregal und auf dem Balkon. Die ganze Wohnung versank langsam, aber unaufhaltsam in Johannisbeerkonfitüre – wie die Titanic im Nordatlantik.

»Das ist nur für kurze Zeit, bis ich den richtigen Platz für unsere Vorräte gefunden habe«, meinte meine Frau, als ich ihr meine Angst vor dem Konfitüreberg offenbarte.

Auf jeden Fall besaßen wir mit unseren Vorräten ungefähr einen Liter Johannisbeerkonfitüre pro Winternacht. In Anbetracht dieser Masse bereitete ich mich auf extra lange Winternächte vor. Dabei war die Johannisbeere nur eine Ouvertüre. Auf uns warteten noch Kirschen, Pflaumen und Äpfel, die mir bereits laufend auf den Kopf fielen. Ich hoffte, ein solcher Apfelaufprall würde mich auf eine Idee bringen, wie wir diese ganzen Früchte bewältigen könnten.

Die Natur schien im Juli völlig aus dem Häuschen zu geraten, wahrscheinlich wegen der Hitze. Alles blühte. Jedes noch so bescheidene Gewächs, das wir für Unkraut gehalten hatten, brachte auf einmal exotische Blumen von noch nie gesehener Schönheit hervor. Als Letztes blühten sogar die Brennnesseln oder das, was ich für Brennnesseln hielt. Im ewigen Schatten hinter unserer Laube gingen diese Pflanzen in gelben und roten Blumen auf. Vor dem schwarz verwitterten Hintergrund der Laube sah dieses vom Gärtnergott

willkürlich angelegte Beet ein bisschen wie die deutsche Nationalflagge aus. Neben dieser leicht im Wind schwankenden Fahne war noch eine zweite Portion Rhabarber nachgewachsen, die Gott sei Dank auch hierzulande als nicht essbar galt. Meine Nachbarn wiesen mich mehrmals darauf hin, dass ich unter keinen Umständen den leckeren zweiten Rhabarber essen dürfe. Giftig sollte er sein und ungesund. Ich aß den zweiten Rhabarber trotzdem, ohne Rücksicht auf diese Warnungen, einfach so aus Neugier, und möchte Ihnen hiermit mitteilen: Der zweite Rhabarber schmeckt genauso wie der erste. Null Unterschied, nix, nada.

Wie soll man uns Menschen verstehen? Ein Leben lang erschaffen wir uns immer neue Illusionen, nur um sie später zugunsten anderer Illusionen als falsch zu entlarven und beiseitezutun. Und Gärtner sind mit Abstand die komischsten Vögel unter den Menschen. Mal gießen sie ihre Pflanzen trotz Hitze nicht, nur weil im Internet unter [www.wetter.de](http://www.wetter.de) Regen angekündigt wurde. Und manchmal bewässern sie ihre Gartenanlagen unter einer Regenwolke stehend, weil der Wetterfrosch von der *Tagesschau* »sonnig und trocken« versprochen hatte. Sie finden den ersten Rhabarber lecker, und den zweiten verschmähen sie. Sie gucken Fußball bis zum Umfallen, hissen deutsche Fahnen in ihren Vorgärten und sehen in ihren Jogger-Klamotten trotzdem total unsportlich aus.

Die Johannisbeerernte wurde von der Fußballweltmeisterschaft überschattet, die dieses Jahr ausgerechnet in Deutschland stattfand und deswegen die Menschen hier besonders elektrisierte. Mit jedem Spiel wurde die Kneipe im Vereinslokal voller. Besonders wenn Deutschland spielte, musste man mindestens eine halbe Stunde früher kommen, um überhaupt noch einen freien Platz zu ergattern. Ich bat meinen Laubennachbarn Günther Grass, einen Stuhl für mich zu reservieren. Er sagte nicht Nein. Fußball verbindet, und so nutzte ich die Gelegenheit, um meinen spöttischen Nachbarn besser kennenzulernen.

Für die Zeit der WM, vom ersten deutschen Sieg bis zum Ausscheiden im Halbfinale, vernachlässigte Günther seine drei Nadelbäume gänzlich, er klebte nur noch im Vereinslokal vor der Glotze. Nachdem Deutschland Polen besiegt hatte, drehte er sich zu mir um und sagte: »Bald kriegen wir auch Schlesien zurück!«, dabei lächelte er so gemein, als hätte er etwas gegen Polen.

Wie die meisten Ur-Berliner stammte Günther Grass eigentlich aus Görlitz und gab sich gern nach außen als Arschloch, war aber in seinem Inneren ein netter, hilfsbereiter, sentimentaler und etwas

verklemmter Frührentner mit einer komplizierten Biographie und einem gebrochenen Herzen. Mit jedem Spiel, das wir zusammen ansahen, gewann ich neue Erkenntnisse über ihn und konnte mir auf diese Weise ein mehr oder weniger zusammenhängendes Bild machen. Denn manchmal kam er mir ziemlich unheimlich vor, wie er in seinem Garten wirtschaftete, immer allein und immer in einem frisch gebügelten langarmigen Hemd: blaue Streifen auf weißem Grund.

Weil Günther Grass gleich nach dem Krieg in Görlitz, einer Stadt an der polnischen Grenze, geboren worden war, nannte er sich ironisch einen »Vertriebenen«. Er ging als Jugendlicher nach Berlin, machte eine Lehre im Bereich Maschinenbau, wohnte in Oberschöneweide und baute dort bis zur Wende Maschinen. Als die Deutschen gegen Argentinien spielten, rief er: »Ich habe dem Klinsmann schon immer gesagt, dass er sich nicht mit einem Tor Vorsprung zufriedengeben soll!«, und drohte dem Fernseher mit der Faust.

Günther war Single, war aber einmal beinahe verheiratet gewesen. Vielleicht wäre er heute ein glücklicher Familienvater mit zehn Kindern, wäre nicht damals der Westen dazwischengekommen. Zwar fieberte Günther Grass mit der deutschen Nationalmannschaft mit, aber mit den Wessis war er noch lange nicht versöhnt. Der Westen hatte ihm nicht nur seine Heimat und seinen Job, sondern auch noch die Frau, die er liebte, geraubt. Diese hatte einen Elternteil, ihren Vater, im Westen – in Villingen-Schwenningen – und sich damals überlegt, mit Günther zusammen dorthin zu ziehen. Sie hatte dafür einen entsprechenden Antrag gestellt und auch die Ausreiseerlaubnis bekommen. Doch Günther kniff. Nicht, weil er ein DDR-Patriot gewesen wäre, er hatte einfach Angst vor Villingen-Schwenningen. Er sah dort für sich als ostdeutscher Maschinenbauer keine Zukunft. Er stellte die Frau vor die Entscheidung: er oder Villingen-Schwenningen. Nach einer schlaflosen Nacht voller seelischer Qual entschied sich seine Liebste für Villingen-Schwenningen. Und Günther blieb in Oberschöneweide sitzen – allein.

Zur Zeit der Wende betätigte sich Günther als Politiker, das heißt, er ging zu den Versammlungen des Bürgerlichen Aufbruchs und ähnlicher Vereine. Er selbst sagte über sein damaliges politisches Engagement: »Ich saß damals mit Merkel auf einem Stuhl.« Als Politiker vertrat Günther die Ansicht, man müsse die Mauer nicht gleich öffnen und die DDR nicht sofort an die CDU verkaufen, sondern langsam, Stück für Stück, um beide Seiten einander anzugleichen, als Prozess der gegenseitigen Durchdringung, der auf circa fünfhundert Jahre angelegt war. Es war ein kluger Plan, der vielen Ostdeutschen viele Unannehmlichkeiten erspart hätte. Leider

fand Günther dafür nicht die notwendige Mehrheit. Während er noch diskutierte, haute die Mehrheit schon über den Zaun ab. Die Hastigen konnten auf dieser Strömung mitschwimmen, die Nachdenklichen gingen unter. Merkel wurde Ministerin, später Bundeskanzlerin, Günther wurde Frührentner und Kleingärtner. Merkel saß nun fröhlich in der WM-VIP-Loge und schaute aus nächster Entfernung zu, wie die Deutschen den Argentinern einen Elfmeter nach dem anderen reindonnerten. Günther saß im Vereinslokal und ärgerte sich über alle Maßen, wenn Merkel auf der Tribüne zu sehen war. Einmal, erzählte er, gleich nach ihrer Wahl zur Kanzlerin, sei ihm der Kragen geplatzt – er schrieb ihr einen Brief mit einer bitterbösen, aber präzisen Analyse ihrer Politik, die nur von Hast und Eigennutz getrieben sei und über die Leichen anderer Politiker führe. Sie schrieb ihm nicht zurück. Irgendwann nach der Wende, Mitte der Neunzigerjahre, unternahm Günther eine Reise. Er fuhr nach Villingen-Schwenningen, wo der Ehemann seiner früheren Geliebten ihm prompt hundert Mark in die Hand drücken wollte. Seitdem ist er nur noch mit seinen Bäumen befreundet. Sie werden ihm allein schon aus natürlichen Gründen niemals abhandenkommen.

Nach dem Sieg im Viertelfinale führten wir beide ein einfühlsames Gespräch über das Leben an sich. Nach dem sechsten Bier wurde Günther zunehmend poetischer. So sagte er zum Beispiel, er fühle sich »wie Moby Dick«, wobei er wohl nicht die viele Flüssigkeit meinte, die er geschluckt hatte, sondern die Einsamkeit des großen Walfisches. Unser Austausch endete abrupt, nachdem die Italiener die Deutschen aus der WM gekickt hatten. Günther gab daraufhin keinen Ton mehr von sich und schaute so grimmig, als wäre ich an dieser Niederlage schuld gewesen. Wahrscheinlich lag es daran, dass ich mich als Einziger in dem Vereinslokal über die Niederlage gefreut hatte. Jetzt hielt er mich für einen Feind Deutschlands. Aber ich war einfach des Patriotismus müde geworden.

Am Anfang hatte mir diese WM großen Spaß gemacht. Die geographischen Kenntnisse der Bevölkerung wuchsen ins Ungeheuerliche. Sogar meine Kinder kannten alle teilnehmenden Länder, konnten schon von Weitem eine japanische von einer südkoreanischen Flagge unterscheiden, wussten, wo Trinidad Tobago liegt und warum die Elfenbeinküste neuerdings auf Deutsch Côte d'Ivoire heißt. Sie kannten sogar den koreanischen Torwart mit vollem Namen dank ihrer Beschäftigung mit den italienischen Panini-Heften, in die sie Bilder von Fußballern mit sämtlichen Daten einklebten – Größe, Gewicht, Alter und so weiter. Die Bilder musste ich ihnen jeden Tag im Zeitungsladen kaufen, und wenn sie jemanden doppelt

hatten, wurde in der Schule getauscht. Ich fand das Kaufen, Tauschen und Aufkleben von Jungs mit Körpermaßen in spezielle Alben zunächst leicht debil, war aber schnell mit Begeisterung dabei. Nicole hatte bald die ganze brasilianische Mannschaft zusammen, Sebastian fünf Klinsmanns, und alle Klassenkameraden von ihnen hatten Ruud van Nistelrooy doppelt.

Manchmal schien mir, diese WM würde womöglich nicht bloß einen Monat, sondern ein ganzes Jahr dauern. Es gab doch mehr als genug Länder auf der Welt, die Fußball spielen könnten, aber noch nie Weltmeister waren: Afghanistan, Taiwan, Vietnam ... Selbst wenn sie noch nicht Fußball spielen konnten, wäre das nicht schlimm. Die Holländer, Engländer und Brasilianer konnten es auch nicht immer, aber man mochte sie irgendwie trotzdem. Das ganze Jahr über würden Fernsehgeräte mal im Schnee und mal im Regen stehen, Stromkabel würden auf dem Pflaster kleben, Fahnen an Autos flattern, im Radio würde jeden Tag die Nationalhymne irgendeines Landes ertönen, und alle drei Monate wäre Deutschland Weltmeister. Spätestens nach einem Jahr hätten allerdings alle eine Klatsche. Deswegen verspürte ich große Erleichterung, als Deutschland gegen Italien verlor.

Zu diesem Zeitpunkt war das »Fußballfest« im Großen und Ganzen bereits vorbei. Man wusste schon, dass beim Finale in Berlin nicht Ghana gegen die Ukraine oder Brasilien gegen Argentinien spielen würde. Deswegen reisten viele Gäste in der Hauptstadt ab. Man sah kaum noch Touristen auf der Straße und keine Schlangen mehr vor den Fahrkartenautomaten der BVG. Die Berliner waren wieder fast unter sich, denn wer würde schon die Franzosen im Ernst als Fremde bezeichnen wollen? Von Portugiesen und Italienern ganz zu schweigen. In Prenzlauer Berg ist Französisch bei vielen überhaupt die zweite Muttersprache. Zumindest in meinem Haus erziehen zwei von vier Stockwerken ihre Kinder auf Französisch. Die Portugiesen bauten jahrelang eine neue Sparkassenfiliale bei uns um die Ecke und danach noch eine Grundschule nebenan. Sie bauten sie so lange, dass wir einige portugiesische Bauarbeiterlieder inzwischen auswendig kennen und Begriffe wie »hoch«, »runter« und »verdammst, mach die Augen auf« nur noch auf Portugiesisch sagen. Und ohne unsere Italiener wären wir schon längst verhungert, denn niemand außer ihnen und meiner Schwiegermutter kann in Prenzlauer Berg anständig kochen. Meine Schwiegermutter kommt nur zweimal im Jahr zu Besuch, die Italiener aber sind immer da.

Diese ganzen einheimischen Ausländer benahmen sich ziemlich ruhig, als ihre Mannschaft es bis ins Halbfinale schaffte. Nur die

Deutschen drehten durch – ganz allein. Sie brauchten aber auch keine Begleitung auf ihrer Patriotismusstrecke, sie haben sich als ungeheuer dehnbar erwiesen und konnten die Fan-Meile in jeder Länge mit sich alleine füllen. Je weniger Gäste sich in Berlin aufhielten, desto größer wurde diese Fan-Meile, und immer mehr Straßen in Tiergarten wurden ihretwegen gesperrt. Dort feierten die Einheimischen sich selbst bis zur völligen Erschöpfung, beziehungsweise bis die Italiener sie endlich erlösten. War das eine späte Rache für den deutschen Papst im Vatikan, aber auch für die Ermordung des angeblich italienischen Bären Bruno? Der italienische Sieg kam auf jeden Fall zur rechten Zeit, denn noch eine Woche länger dieser ganze Fan-Spaß – das wäre nicht auszuhalten gewesen.

Noch nie waren der Sog der Masse und die dazugehörige Bewusstseinsmanipulation durch die Medien so deutlich sichtbar wie in diesen Tagen. Die Bevölkerung wurde so lange mit Fußball-Fernsehsendungen, Fußball-Leitessays, Fußball-Festen und Fußball-Liedern bombardiert, bis auch der letzte Frührentner glaubte, er persönlich stehe kurz davor, Weltmeister zu werden und damit der ungekrönte König auf diesem Planeten. Er brauche nichts weiter zu tun, als möglichst viele Fahnen an seinem Wagen zu befestigen, möglichst viel Bier zu trinken, viel Fernsehen zu gucken und stets die deutsche Nationalhymne mitzusingen, aber nur die dritte Strophe – dann wäre alles Banane.

Man merkte, dass sich viele Berliner durchaus an einen solchen Dolce-Vita-Lebensstil gewöhnen konnten, auch ohne Fußball. Ich habe Menschen gesehen, die wie Zombies an öffentlichen Orten weilten und Fernsehen schauten, selbst als die Spiele längst vorbei waren. Sie glotzten die Fußball-Talks, in denen die Zuschauer dem deutschen Torwart von 1968 telefonisch Fragen stellen durften, sie glotzten die Comedyserien und die Formel I. Durch die WM wurde Deutschland zu einem Fernsehquotenland. Sogar in unserer Schrebergartenkolonie saßen die Gärtner andauernd vor ihren kleinen Fernsehgeräten, statt zum Beispiel ihren zweiten Rhabarber zu ernten oder die Johannisbeeren, die dieses Jahr außerordentlich gut gediehen, aber größtenteils der WM zum Opfer fielen. Nun war die WM jedoch vorbei. Schluss mit Fernsehen, raus aus der Kneipe, rein ins Leben! Es gibt Besseres zu tun, als Fußballweltmeister werden zu wollen! Zum Beispiel seine Lebensumstände zu verbessern, sich nach einer anderen Arbeit beziehungsweise nach einem (besseren) Lebenspartner umzuschauen, gegen die Gesundheitsreform zu protestieren, an einem Meditations-Workshop in Tibet teilzunehmen oder an den Wannsee zum Baden zu fahren.

Das alles wollte ich meinem Nachbarn Günther Grass sagen, überlegte es mir aber dann doch noch einmal und beschloss, es lieber aufzuschreiben.





## 10 - Der kaukasische Garten

Ein Schrebergarten gleich neben der Wohnung bietet jede Menge Spaß. Die Kinder können dort in einem aufblasbaren Swimmingpool laut plätschern, zwar nur von zehn bis dreizehn Uhr und nicht an Sonn- und Feiertagen, aber immerhin. Die Frauen haben im Garten die Möglichkeit, den ganzen Tag Blumen zu gießen, bescheuerte Hüte zu tragen und knifflige Kreuzworträtsel zu lösen. Die Männer können sich in extremen Sportarten an der frischen Luft erproben, die Doktor Schreiber sich nicht hätte besser ausdenken können. Dazu gehören in erster Linie das Aufblasen, Herumschleppen und anschließende Abblasen von riesigen Gummiswimmingpools mit und ohne Kinder darin. Zu den typischen Männerspielen gehören ferner das Reparieren der alten Stromleitung, das Klettern auf kleine Bäume und das Essen von unreifem Obst zu Bier. Ein solch vielfältiges Angebot an Unterhaltung kann kein Ibiza der Welt bieten. Doch unsereins fühlt sich erst dann im Urlaub, wenn er sich weit genug vom eigenen Wohnsitz entfernt hat. Deswegen machten sich mitten im Sommer, nachdem die Fußballweltmeisterschaft zu Ende gegangen war, die meisten Bewohner unserer Gartenkolonie vom Acker.

Die umweltbewusste Familie Kern mietete wie jedes Jahr für einen Monat ein so genanntes Haus in Schweden, eine *Ikea*-Holzhütte in

einem schwedischen Biowald mit ökologisch sauberen Mücken und Internetanschluss. Sie luden ihre Fahrräder in einen großen Passat und fuhren los. Ich war mir sicher, dass sie auch die Fahrradhelme nicht vergessen hatten. Es ist bekannt, wie gefährlich ein schwedischer Wald für deutsche Touristen werden kann. Viele Menschen haben sich dort bereits durch Zusammenstöße mit Elchen und mörderischen Baumwurzeln auf den Radwegen verletzt. Für die Zeit ihrer Abwesenheit hatte Familie Kern einen professionellen Biogärtner damit beauftragt, sich um ihre Biokartoffeln und die anderen Pflanzen zu kümmern.

Frau Krause ließ ihren Garten, ihre Kinder und ihre Tiere in der Obhut der Großmutter und fuhr mit ihrem Mann wie jedes Jahr nach Italien, wahrscheinlich nach Palermo, um ihre internen Familienangelegenheiten zu klären. Wir aber wollten in diesem Sommer unseren Kindern endlich Russland zeigen. Eigentlich ist meine geliebte Heimat kein Reiseziel für Minderjährige. Dort werden weder Kaugummis produziert, noch laufen kinderfreundliche Mickymäuse durch die Gegend. Wenn Amerika ein ideales Land für verheiratete, gut versicherte Nichtraucher und Jogger um fünfundvierzig ist, bleibt Russland sein Gegenteil: ein begehrtes Reiseziel für ungebundene romantische Nichtjogger über fünfundvierzig, die auf Abenteuersuche sind. Würde man für Länder eine Altersbegrenzung wie für Kinofilme einführen, so läge Russland irgendwo in der Mitte: zugelassen ab zwölf in Begleitung eines Erziehungsberechtigten.

Unsere Kinder waren erst sieben und neun und beide in Berlin auf die Welt gekommen, dafür hatten sie jedoch russische Eltern. Im Hof, in der Schule, vor ihren Freunden und Nachbarn, bei jeder Gelegenheit prahlten sie damit, russische Kinder zu sein, ohne Russland auch nur einmal mit eigenen Augen gesehen zu haben. Das konnte auf Dauer nicht gut gehen. Unsere Kinder brauchten Insiderwissen, Eindrücke aus erster Hand. Außerdem dachte ich, sie würden uns Eltern besser verstehen, wenn sie sähen, wo wir hergekommen sind. Wir haben lange überlegt, welchen Teil Russlands wir den Kindern als Erstes vorstellen sollten. Moskau eroberte gerade den Status »teuerste Stadt der Welt« und kam von daher nicht infrage. Man musste ein Scheich sein oder mindestens ein Großkapitalist, um Moskau genießen zu können. Meine letzte Reise vor zwei Jahren hatte mir bereits die letzten Illusionen bezüglich meiner Heimatstadt geraubt. Die Kluft zwischen Arm und Reich war dort unüberbrückbar, der Hass auf beiden Seiten umso spürbarer geworden.

In St. Petersburg, der Lieblingsstadt meiner Frau, fand gerade ein G8-Treffen statt, und fünfzigtausend zusätzliche Sicherheitskräfte

blockierten die Straßen. Unsere Freunde erzählten uns, dass alle fünfzehn Meter als Fischer verkleidete Agenten der nationalen Sicherheit mit Zielfernrohren an ihren Angeln am Ufer der Newa stehen würden. Unser St. Petersburger Freund Alexander, der als Straßenfeger arbeitete und tatsächlich oft an der Newa angeln ging, fragte die Agenten, ob es nun verboten sei, während des G8-Treffens zu fischen. Erlaubt sei es schon, erwiderten die Agenten, sie rieten ihm jedoch zu seiner eigenen Sicherheit, nicht länger als fünf Minuten mit der Angel an einer Stelle stehen zu bleiben. Die ganze Stadt spielte verrückt. Globalisierungsgegner aus aller Welt hatten die Hotelpreise so in die Höhe getrieben, dass selbst in einer Jugendherberge kein Bett unter hundertfünfzig Dollar mehr zu haben war. Man rechnete in St. Petersburg mit einem heißen Sommer. Man erwartete Demonstrationen, gemeinsame Pressekonferenzen, heiße politische Debatten und kühl geplante Attentate, mit denen Millionen Menschen jeder Hautfarbe und jeder Glaubensrichtung ihre Hoffnungen auf eine bessere Welt verbanden. Mit einem Wort: Man rechnete dort mit allem, außer mit uns.

In den anderen russischen Großstädten hatten wir weder Freunde noch Verwandte, abgesehen von Odessa, wo mein schwuler Onkel mit seinem Freund, einem arbeitslosen Opernsänger, in einer Ein-Zimmer-Wohnung zusammenlebte. Diese schrille Verwandtschaft war ganz amüsant, aber irgendwie doch nichts für kleine Kinder, außerdem zählte Odessa nicht mehr zu Russland.

Übrig blieb eine volkstümliche Erkundungsreise zu meiner Schwiegermutter, die auf der nördlichen Seite der gewaltigen kaukasischen Gebirgskette in einem großen Schrebergarten wohnt. Sie hat ein Steinhaus und Tomatenbeete, Pflaumen und Aprikosenbäume, einen Teich mit Fischen, eine russische Sauna und einen Schießstand im Garten. Wir hätten bei ihr eigentlich jedes Jahr unseren Urlaub verbringen können, taten es aber bisher nicht. Nur vor zehn Jahren sind wir einmal zu meiner Schwiegermutter in den Kaukasus gefahren, danach nie mehr. Der Grund dafür war meine damalige Arroganz gegenüber dem dörflichen Leben, meine völlig übertriebene Angst vor kaukasischen Blutsaugern und tschetschenischen Terroristen sowie meine niederträchtige Kniefälligkeit vor der Großstadt. Nur in den Metropolen kommt das Kulturelle eines Landes zum Ausdruck, so dachte ich. Neue Filme, Theaterinszenierungen, das Konzert der Lieblingsband, gute Restaurants und anregende Gespräche – das waren für mich die Verlockungen einer Großstadt, nicht eines Dorfes. Viele Jahre mussten vergehen, viele Konzerte und Theateraufführungen besucht und viele anregende Gespräche geführt

werden, um zu erkennen, dass die zeitgenössischen Metropolen mit ihren vorgetäuschten Leistungen, ihrem Flitter und Glitter für ein G8-Treffen perfekt sein mögen, als Hort der Schönheit und des Geistes aber nicht taugen. Jetzt, nachdem wir die Liebe zum Leben in der Natur entdeckt hatten, stand unser Entschluss fest: Wir wollten Urlaub im kaukasischen Garten meiner Schwiegermutter machen. Was die übrige Unterhaltung betraf: Meine Schwiegermutter kann kochen und singen – was will man mehr?

In der Regel besuchte sie uns im Winter, wenn sie im eigenen Garten nichts mehr zu tun hatte. Nur vor ein paar Jahren machte sie einmal eine Ausnahme und kam im Sommer nach Berlin. Sie brachte Wein und hausgemachte Konfitüre mit. Der Wein aus dem Nordkaukasus ist ein besonderes Getränk – durchsichtig wie Wasser und stark wie Wodka. Eigentlich ist er eher Wodka als Wein. Man bekommt von ihm schnell weiche Knie, behält aber einen klaren Kopf.

Wir sprachen über die allgemeine Situation im Nordkaukasus. Sie war wie immer kompliziert. Die südliche Seite der kaukasischen Gebirgskette ist der Welt besser bekannt als die nördliche. Auf der Südseite leben Georgier, Abchasen und Aserbaidshaner. Auf der nördlichen Seite leben weitere fünfundachtzig Nationen, bei denen Dolche und kleine Handfeuerwaffen traditioneller Bestandteil der nationalen Tracht sind. An der nördlichen Seite der kaukasischen Gebirgskette leben in friedlicher Koexistenz Dagestaner, Cherkessen, Balkaren, Osetinen, Inguschen, Tschetschenen und die Bewohner der autonomen Republik Adigei mit der Hauptstadt Maikop. Meine Schwiegermutter wurde in Grosny, der Hauptstadt Tschetscheniens, geboren. Damals lebten dort mehr Russen als Tschetschenen, und Letztere teilten sich obendrein in Flachlandtschetschenen und Bergtschetschenen, wobei die Bergbewohner als temperamentvoll, die Flachländer eher als verhalten galten. Sie wurden erst aggressiv, wenn sie auf die Bergbewohner trafen. An diesem Beispiel sieht man, wie kompliziert das kaukasische Leben ist. Dort kennt jeder den hohen Preis des Friedens, der umso wertvoller wird, je zerbrechlicher er ist. Die Menschen dort zünden schnell etwas an, sie singen und tanzen gern. Meine Schwiegermutter hat eine gute Stimme, aus ihr hätte eine tolle Sängerin werden können, aber in Grosny gab es dafür keine Ausbildungsstätten, nur ein Öl- und Gas-Institut. Deswegen ist sie auch Geologin geworden.

Vor zehn Jahren war ich zum ersten Mal selbst in den Nordkaukasus geflogen. Es war ein offizieller Besuch mit dem Zweck, mich der Familie meiner Frau vorzustellen. Die Bekanntschaft mit meinen zahlreichen Onkeln und Tanten blieb meiner Frau dagegen erspart.

Fast alle meine Verwandten sind aus der Sowjetunion ausgewandert, als ich noch in Moskau in den Kindergarten ging. Auf der Suche nach einem besseren Leben verließen sie nacheinander ihre Heimatorte, ohne meinen Eltern auf Wiedersehen zu sagen, und fuhren nach Australien, Amerika, Kanada oder Israel. Die meisten habe ich selbst nie kennengelernt, und ihre Auswanderergeschichten bekam ich erst viel später zu hören.

Die Verwandten meiner Frau dagegen sind alle dort geblieben, wo sie geboren wurden – im Nordkaukasus. Selbst als sie aus Grosny fliehen mussten, sind sie nicht weit gefahren. Sie ließen sich in einem Tal zwischen den fünf wichtigsten Bergen der Region nieder. Diese allein stehenden Berge, auch Lakkolithen genannt, sind eine Seltenheit. Man sagt, sie könnten unter Umständen Radioaktivität ausstrahlen. Das Tal meiner Schwiegermutter ist von vier solchen Bergen umgeben. Sie heißen Smeika (Schlangenberg), Raswalka (Kaputter Berg), Schelesnaja (Eiserner Berg) und Beschtau (Beschtau). Früher gab es noch einen fünften – den Kinschalnaja (Dolchberg). Dieser Berg, so munkelt man, hatte eine so starke magnetische Anziehungskraft, dass er sogar Flugzeuge anziehen und dadurch den Flugverkehr in der Region behindern konnte. Beinahe jede Woche knallte eine Maschine gegen den Dolchberg. Nachdem man ihn aber vor fünfzehn Jahren auseinandergenommen und aus den Steinen einen wunderschönen Park in Patigorsk gemacht hatte, gab es so gut wie keine Flugzeugabstürze mehr. Der Park ist sehr beliebt und zieht selbst an Werktagen unglaublich viele Menschen an.

Am Horizont hinter den fünf Bergen sind weitere Berge zu sehen, und beinahe jeder hier hat seinen Lieblingsberg sowie eine mit diesem Berg verbundene Geschichte. Die ausländischen Bergsteiger mögen den Elbrus, weil er sehr hoch ist. Für die Einheimischen ist der Berg Maschuk wichtiger, weil sich an seinem Fuß der große russische Dichter Lermontow vor hundertfünfzig Jahren zu Tode duellierte. Im Alter von siebenundzwanzig Jahren von einer Kugel im Kaukasus zu sterben, das machte Lermontow zur absoluten Nummer zwei im Klub der toten russischen Dichter, zum großen Helden und Romantiker. Obwohl etliche seiner Freunde meinten, Lermontow wäre selbst schuld gewesen, er hätte die Ehre einer Dame beleidigt und sich auch sonst aus Langeweile und Liebeskummer sehr aggressiv verhalten. Jeder anständige Mensch hätte ihn auf der Stelle erschossen. Vielleicht war es also mehr ein versteckter Selbstmord. Auf jeden Fall ist der Ort dieses Duells an allen Ausfahrten ausgeschildert und mit einem Denkmal versehen.

Wenn man von Lermontows Denkmal zehn Kilometer Richtung

Norden fährt, trifft man exakt auf die Kosakensiedlung, in der meine Schwiegermutter wohnt. Die Siedlung ist relativ neu und erst seit zwölf Jahren von der Gebietsverwaltung als solche anerkannt. Die Postanschrift lautet »Stawropolsky-Bezirk, Mineralowodski-Bezirk, Dorf Borodinowka, Steppenpiste Haus 3«. Der Name der Straße wurde in unendlichen Diskussionen geboren, an denen alle Straßenbewohner teilnahmen. Es war nicht leicht, den richtigen Namen für die eigene Straße zu finden, noch dazu einen, der allen gefiel. Modern sollte der Name klingen, anspruchsvoll und optimistisch. Nach monatelangen Debatten und so verrückten Vorschlägen wie »Unter den Birken« oder »Kaukasusboulevard« einigten sich die Kosaken auf »Steppenpiste«. Anfangs lachte sogar der Briefträger über diesen sportlichen Titel. Inzwischen haben sich aber alle an ihn gewöhnt.

Seit der Anerkennung der Adresse vor zwölf Jahren schrieb meine Frau Briefe an ihre Mutter. Der nordkaukasische Briefträger musste, um diese Briefe auszuhändigen, über den Schlangenberg laufen. Die Briefe kamen trotzdem stets überpünktlich an. Wahrscheinlich weil sich der Briefträger seiner Bedeutung als Weltnachrichtenübermittler bewusst war. Mit den Briefen aus Deutschland in der Tasche bildete er sich ein, an wichtigen Verhandlungen zwischen den beiden Ländern auf diese Weise mitzuwirken. In Wirklichkeit ging es in den Briefen hauptsächlich um Geschenke.

Außer meiner Schwiegermutter wohnten in der Steppenpiste noch ihr Bruder Georgij Ivanowitsch mit seiner Frau und ihren zwei Töchtern Marina und Tatjana. Die jungen Cousinen meiner Frau machten sich wegen der fehlenden Heiratsmöglichkeiten große Sorgen. Ihrer Ansicht nach befanden sie sich gerade in einem höchst kritischen Alter: Tatjana war einundzwanzig, Marina ganze dreiundzwanzig Jahre alt. Und es mangelte nicht nur in der Steppenpiste, sondern auch in den umliegenden Dörfern an jungen Männern. Viele waren nach dem Armeedienst nicht hierher zurückgekehrt. Selbst in der nahe liegenden Stadt Patigorsk (Fünfberg) konnte man die Jungs, die für eine ernsthafte Beziehung in Frage kämen, an einer Hand abzählen. Die Cousinen gingen also einmal in der Woche auf Liebesjagd, wozu sie mit dem Zug zur Disko in die Stadt fuhren. Die Konkurrenz dort war allerdings sehr groß. Man musste sich schon tierisch viel einfallen lassen. Einmal lernten sie in der Diskothek zwei nette junge Polizisten kennen, die gute Manieren und sogar einen Dienstwagen hatten. Die Jungpolizisten brachten die Mädchen abends nach Hause zurück und wollten kurz auf ein Glas Schnaps mit ins Haus kommen. Aber in dem Augenblick,

als sie ausstiegen, trat Georgij Ivanowitsch mit seinem Gewehr aus der Tür und verjagte die Kavaliers – für immer.

Die Cousinen beschwerten sich deswegen in ihren Briefen an uns über die Herzlosigkeit ihres Vaters, der »null Verständnis« für ihre Nöte und Sorgen und »keinen Schimmer« von den modernen Sitten hatte. Wiederholt baten sie uns um Hilfe: »Schickt uns bitte ausgefallene Klamotten, Röcke und Blusen, modische Stiefel und Hosen in verschiedenen Farben, nur bitte nicht so einen Quark wie Dolce&Gabbana oder Calvin Klein.« Das war eine sehr seltsame Bitte. Vor zehn Jahren gab es noch einen Direktflug von Berlin nach Mineralnie Vodi, der inzwischen jedoch mangels Passagieren gestrichen wurde. Bevor wir uns die Tickets für den fünfstündigen Flug kauften, fragten wir noch den Rest der Familie, was sie für Geschenke haben wollten. Die Antwort kam schneller als erwartet: Georgij Ivanowitsch wünschte sich einen neuen Motor für seinen Betonmischer und Munition für zwei deutsche Maschinengewehre, die er in Patigorsk auf dem Markt für ein Dutzend Glasfenster eingetauscht hatte. Meine Schwiegermutter erbat sich ein Brunnenbohrgerät und einen Transformator für einen Elektroheizkessel. »Bringt uns außerdem tolles Parfüm, bunten Modeschmuck, legere Handtaschen und abgefahrene Unterwäsche«, schrieben die Cousinen, »aber wie gesagt: bloß nichts von D&G, Gucci oder Christian Dior.« Diese Geschenkwünsche bereiteten uns großes Kopfzerbrechen. Die nordkaukasische Konsumwelt schien eine ganz andere als in Deutschland zu sein. Zumindest bei uns in Berlin lebten die Menschen anders, bescheidener: Sie waren hier nicht so auf Betonmischer und Brunnenbohrer fixiert und in der Regel mit ein paar Gummibärchen durchaus zufriedenzustellen. Die wiederholten Anspielungen der Cousinen auf Designerklamotten verstanden wir als kodierte Botschaft: Wir sollten nicht zu viel Geld für die Geschenke ausgeben und dafür möglichst viele verschiedene Sachen mitbringen, damit die beiden Mädchen auf Dauer in der Patigorsker Disko Eindruck schinden konnten.

Mit zwei Koffern voller Geschenke bestiegen wir schließlich das Flugzeug Berlin – Mineralnie Vodi. Außer uns saß kein Mensch in der Maschine. Als wir in der Luft waren, kam der Pilot zu uns nach hinten, trank ein Bier nach dem anderen und erzählte uns Geschichten aus seinem Pilotenleben. Danach wollte er alles über unser Leben in Berlin wissen. Auf meine Frage, ob es nicht gefährlich sei, die Pilotenkabine während des Fluges zu verlassen, lachte er nur bitter und erklärte uns, dass die Flugzeuge schon lange von Automaten geflogen wurden. »Mit einem Flugzeug ist es wie im Bett«, meinte er. »Du musst die

Maschine hoch- und dann wieder herunterkriegen, alles andere passiert automatisch.« Seine Worte beruhigten mich, und ich erzählte ihm ausführlich von unserem Berliner Leben. Danach nahm der Pilot seinen Arbeitsplatz wieder ein. Die Landung war schnell und schmerzlos. Aus den Bullaugen links und rechts sah man große Berge. Draußen hatte es dreißig Grad, auf den Bergen aber lag noch Schnee.

Georgij Ivanowitsch wartete bereits zusammen mit meiner Schwiegermutter vor dem Flughafen mit seinem Opel auf uns. Auf der Fahrt durch das Städtchen erzählte er uns von seinen Bauplänen: Er wollte die Siedlung in eine Kleinstadt verwandeln: »Als Erstes brauchen wir dazu eine Autobahn von der Steppenpiste nach Patigorsk, dafür müssen wir aber Tunnel durch einige Berge bauen. Die Administration des Bezirks ist daran durchaus interessiert. Es werden bereits Gespräche darüber geführt«, erklärte er uns. Außerdem wollte Georgij Ivanowitsch ein Schwimmbad mit Mineralwasser aus natürlichen Quellen, mit einer russischen Sauna, einem Teich zum Karpfen angeln und einem Schießstand hinter dem Haus errichten.

»In ein paar Jahren werdet ihr die Gegend hier nicht mehr wiedererkennen«, meinte er. »Überall werden Asphalt, Beton und Glas in der Sonne blitzen. Wir werden Gaststätten und Geschäfte eröffnen, es wird ein richtiger Kurort hier entstehen.« Der Onkel meiner Frau war ein großer nordkaukasischer Patriot.

»Und was ist mit dem Krieg?«, fragten wir ihn. In Tschetschenien ging der Krieg weiter, und wir waren gar nicht weit von der tschetschenischen Grenze entfernt.

»Davon kriegten wir hier gar nichts mit. Das ist doch zweihundert Kilometer weit weg«, beruhigte uns der Onkel. »Die Terroristen haben im letzten Jahr nur einmal den Patigorsker Bahnhof in die Luft gesprengt. Der war aber ohnehin schon so alt, dass wir ihn längst selbst hätten abreißen müssen. Nun wird ein neuer moderner Bahnhof gebaut. Eigentlich ist es bei uns viel ruhiger als in Moskau«, erzählte der Onkel weiter. »Hier leben Menschen aus fünfundachtzig Nationen eng zusammen, und alle sind bis an die Zähne bewaffnet. Wir sind allein schon dadurch auf den Frieden angewiesen.«

Patigorsk wirkte tatsächlich sehr ruhig. Die Straßen waren voller flanierender Familien, alle festlich gekleidet. Die Sonne schien, und die fünfundachtzig Nationen nutzten das gute Wetter. Der Onkel machte im Zentrum einen kurzen Halt, um uns den Zoo zu zeigen und außerdem ein paar Kisten Bier zu kaufen. Der Zoo war klitzeklein, die Vielfalt der Fauna quasi auf ein Kamel reduziert. Es lag in einem



Sandkasten und träumte. Rund um sein Gehege standen die jungen Bewohner der Stadt und betrachteten es aufmerksam. Uns fiel dabei auf, dass jeder zweite Hosen und T-Shirts trug, auf denen in großen Buchstaben »D&G« oder »Gucci« oder ganz etwas Ausgefallenes wie »Chanel N°5« stand. Jetzt wurde uns klar, was die Cousinen in ihren Briefen gemeint hatten: Der ganze Nordkaukasus trug nur italienische und französische Modeartikel aus heimischer Produktion, wobei die Markennamen manchmal falsch geschrieben waren. Sogar Gummistiefel von italienischen Modedesignern entdeckten wir. Meine Frau und ich fanden das abgefahren und lachten darüber.

Zu unserem Empfang hatte die Verwandtschaft eine große Party im Garten organisiert und dazu die ganze Steppenpiste eingeladen. Nachdem zwei Fässer des selbst gemachten Weins geleert waren, wollte Georgij Ivanowitsch wissen, was wir an der kaukasischen Mode so komisch fanden.

»Im Westen sind es die teuersten Modemarken, und hier laufen sogar die Kühe mit Calvin Klein durch die Gegend«, erklärten wir ihm. »Wer macht sich nur die Mühe, auf diese ganzen selbst gestrickten Klamotten Modelabels zu nähen? Und wozu? Man sieht doch sofort, dass sie nicht echt sind.«

»Woher wollt ihr wissen, dass unser Calvin falsch und eurer echt ist?«, philosophierte der Onkel. »Unser Calvin ist sehr gut, er ist die beste Heimatmarke, die es im ganzen Kaukasus gibt. Ich weiß nicht, wie eure Calvin-Klein-Sachen sind, aber unsere halten ewig. Meine Stiefel zum Beispiel sind auch von Calvin Klein. Mit denen gehe ich auf den Bau, mische Zement, laufe durch jeden Matsch und Dreck. Drei Jahre habe ich sie schon, und sie sind immer noch wie neu.«

Die anderen Gäste gaben dem Onkel Recht. Wir widersprachen nicht und tranken fleißig weiter mit unseren Gastgeber: auf die internationale Freundschaft, auf den Frieden auf Erden und auf die nordkaukasische Qualitätsware von Hugo Boss und Calvin Klein. Wir erwarben sogar selbst einige Sachen. Ich Schuhe und Weste, meine Frau ein paar Stiefel und ein Kleid. Tatsächlich, die Sachen hielten ewig.

Inzwischen waren zehn Jahre vergangen. Der direkte Flug Berlin – Mineralnie Vodi war wie gesagt längst gestrichen, angeblich, weil es zu wenig Bergsteiger in Berlin gibt. Mich wunderte das nicht: Berlin ist, abgesehen von den vielen Joggern, eine ziemlich unsportliche Kneipenstadt. Für die Zeit unserer Abwesenheit haben wir unseren alten Freund Thomas beauftragt, sich um unsere Katzen und vor allem um den Schrebergarten kümmern. Er sollte die Kirschen ernten und

sie zwecks Verarbeitung an meine Mutter weiterleiten. Meine Mutter hatte sich bereit erklärt, mit den Kirschen aus unserem Garten meine Lieblingskonfitüre zu kochen. »Ich bin doch in einem Schrebergarten groß geworden, so ein Garten ist doch das Schönste, was es gibt!«, freute sich Thomas. Wir beeilten uns, ihm die Schlüssel vom Gartentor in die Hand zu drücken, bevor seine Kindheitserinnerungen erloschen, und flogen nach Mineralnie Vodi, mit einmal Umsteigen in St. Petersburg.

Mit uns flog eine Gruppe englischer Bergsteiger, laute, bärtige Männer über vierzig, die so viel Ausrüstung trugen, als wollten sie nicht für eine Woche in den Kaukasus, sondern für immer. Rucksäcke, große und kleine Täschen, dicke Mützen, Karabiner als Amulette, Tattoos zur Erinnerung an in den Bergen verstorbene Freunde sowie Sonnenbrillen, die ihre Farbe von alleine änderten – dieser ganze Kram wurde unter Aufsicht eines russischen Gruppenführers namens Wasilij transportiert. Wasilij selbst hatte nur eine D&G-Handtasche dabei. Uns erzählte Wasilij, er hieße in Wirklichkeit Valerij, aber die Engländer könnten seinen richtigen Namen nicht aussprechen. Die Gruppe sollte in fünf Tagen den Elbrus besteigen und dann per Hubschrauber zu ihrem Aufenthaltsort, dem Hotel Bergsteigerhütte, gebracht werden. Der falsche Wasilij erzählte uns außerdem, warum der Bergtourismus in der Region seit Jahren stagnierte. Der Kaukasus schien Bergsteiger buchstäblich zu fressen. Jede Maschine, die im Flughafen Minaralnie Vodi landete, brachte eine Gruppe ausländischer Bergsteiger. Aber nur jede zweite Maschine, die in Mineralnie Vodi startete, brachte eine Gruppe ausländischer Bergsteiger wieder heraus. Eine plausible Erklärung für dieses Phänomen gab es nicht, obwohl einige Einheimische erzählt haben sollen, dass in Nord-Ossetien inzwischen ein ganzes Dorf mit ehemaligen Bergsteigern existierte, von denen viele einheimische Frauen geheiratet hätten.

Mir schien diese Geschichte nahe an der Wahrheit zu sein. Was macht einer im Westen, wenn er nicht mehr zu arbeiten braucht, die Frau alt und die Kinder erwachsen und weg sind? Er wird Bergsteiger. Er kauft ganz viel Ausrüstung, bucht im Internet einen Trip in den Kaukasus und bleibt dort hängen. Mein ehemaliger Nachbar in Berlin wurde vor vier Jahren einmal von ein paar alten Freunden zum Fischen nach Kroatien eingeladen. Seine Frau half ihm, die Tasche zu packen. Er fischt immer noch. In Russland sind die Frauen vorsichtiger, sie fahren zum Fischen immer mit.

Auch diesmal holte uns Georgij Ivanowitsch mit seinem Opel vom Flughafen ab. Vieles an seinem Haus hatte sich geändert. Sie hatten in den vergangenen zehn Jahren ein zwanzig Meter langes Stück Straße

vor dem Haus asphaltiert und den Swimmingpool zu Ende gebaut. Sie hatten sogar Delphine auf den Boden des Swimmingpools gemalt, die leider wegen des grünlichen, undurchsichtigen Wassers nicht zu sehen waren. Und sie hatten den Pool mit einem Sprungbrett ausgestattet, obwohl nur den Kindern das Springen erlaubt war. Sprang nämlich ein Erwachsener, ergoss sich jedes Mal ein kleiner Tsunami über das Grundstück des Nachbarn, dessen Garten gleich neben dem Pool, aber viel tiefer als dieser lag – eine Panne, die den Nachbarn auf die Palme trieb. Auf dem Grundstück der Nachbarn saßen nämlich kleine Küken direkt neben unserem Schwimmbad, die nicht nass werden durften. Onkel Georgij kämpfte dafür, dass die Küken zwanzig Meter weiter umgesiedelt wurden.

Zu seinen weiteren Errungenschaften zählte eine selbst gebaute Holzsauna mit einer Gasheizung, die innerhalb von Sekunden einen rohen Menschen in ein gut durchgebratenes Steak verwandeln konnte. Ferner eine Orangerie mit künstlicher Sonne, die bereits in Betrieb war. Außerdem hatte Onkel Georgij seinen grünen Opel Vectra, einen alten Fehlkauf, mit richtig großen Rädern ausgerüstet, so dass er damit über jede Piste fahren konnte. Onkel Georgij besaß einen Laden an der Landstraße, in dem er Lebensmittel und Baumaterialien verkaufte. Dazu baute er noch eine Kantine, die wegen der hohen Qualität des Essens und der niedrigen Preise in der Umgebung schnell sehr beliebt war. Sie galt als eine Art Geheimtipp unter den Einheimischen. Weizenbauern, Polizeiposten und Verwaltungsbeamte aus den nahe liegenden Dörfern aßen dort zu Mittag.

Natalia, die Frau von Onkel Georgij, kochte in der Kantine. Die jüngere Cousine Tatjana hatte inzwischen einen Alexej aus der Stadt geheiratet. Sie hatten eine für russische Verhältnisse bilderbuchmäßige Beziehung hinter sich. Die beiden hatten sich in einer Disko in Patigorsk kennengelernt. Sie hat dann zwei Jahre auf ihn warten müssen, während er seinen Dienst in der Armee absolvierte. Der Armeedienst ist in Russland nicht nur eine Schule des Erwachsenwerdens, er ist auch traditionell eine Prüfung für die erste Liebe. Wenn eine Braut es schafft, zwei Jahre lang auf den Soldaten zu warten, ist sie die Richtige – dann soll er sie auch heiraten; wenn sie aber mit einem anderen ausgeht, soll der Soldat seine Verlobte umbringen. So will es die Soldatenfolklore.

Alexej, der frischgebackene Ehemann von Tatjana, arbeitete tagsüber im Geschäft von Onkel Georgij, und abends fischte er leidenschaftlich am Teich. Tatjana war im sechsten Monat schwanger. Für ihre ältere Schwester war diese glückliche Ehe eine Katastrophe. Eine jüngere verheiratete Schwester zu haben verletzte ihren Status. Sie machte die

Buchhaltung für alle Geschäfte ihres Vaters. Meine Schwiegermutter kochte für alle und hatte die Gartenarbeit übernommen. Außerdem gehörten zur Familie noch zwei Hunde, darunter der große Wachhund Mischa, der mit allen anderen Hunden des Dorfes im Clinch lag und deswegen aussah, als sei er gerade in der letzten Sekunde einem Fleischwolf entsprungen. Dazu gab es noch drei Katzen.

Auch der Kater Wasja erinnerte stark an den Terminator kurz vor seiner endgültigen Auslöschung: Ihm fehlten ein Auge und viele Zähne, sein Fell war nur noch teilweise vorhanden, und sein leicht schaukelnder Gang deutete darauf hin, dass jeder Schritt sein letzter in diesem irdischen Garten sein konnte. In Wirklichkeit ging es Wasja jedoch weitaus besser, als es aussah. Er war siebzehn Jahre alt, der älteste Kater im Dorf, und dementsprechend Vater von jeder anderen Katze dort. Wasja kannte kein Futter aus der Dose, er ernährte sich wie in alten Zeiten von fetten Mäusen, die er kaltblütig fing und bis auf den Schwanz auffraß.

Die zweite Katze der Familie war ein rothaariger Jüngling, der auf den Namen Franzose hörte, auch er ein Sohn von Wasja. Der Franzose verschmähte Mäuse. Stattdessen jagte und fraß er die Frösche aus dem Teich. Er rannte den Fröschen allerdings nicht hinterher, sondern hatte eine originellere Methode erfunden, um sie zu fangen. Dazu übernahm er selbst die Eigenschaften eines Frosches. Ob Hitze oder Regen – stundenlang konnte der Franzose reglos am Beckenrand sitzen, bis ein Frosch in seiner Nähe auftauchte. Ein blitzschneller Wink mit der Pfote, und das Abendessen war fertig. Anders als Wasja mit seinen Mäusen, aß der Franzose die Frösche niemals vollständig auf. Er ließ ausgerechnet die Füßchen übrig, mehr noch: Er brachte sie uns an den Tisch, als wollte er mit dieser großzügigen Geste den Menschen das Beste anbieten.

Der zweite Hund und die dritte Katze benahmen sich unauffällig.

Unser Alltag im Haus von Onkels Georgij verlief sehr geregelt. Am frühen Morgen erwartete uns ein köstliches Frühstück, das nach alter russischer Sitte bei laufendem Küchenfernseher eingenommen wurde. Der erste Kanal brachte zwischen neun und zehn Uhr früh eine äußerst blutige Fernsehserie, *Agent der nationalen Sicherheit*, die mit unserem halb-vegetarischen Frühstück harmonierte. Zu essen gab es vorwiegend Produkte aus dem eigenen Garten: Tomaten, Gurken, Zwiebeln und Fisch sowie Butter und Milch aus der Nachbarschaft. Nach dem Essen veranstalteten wir ein Wettschwimmen mit den Fröschen im Pool. Einige von diesen Viechern versuchten, die dreißig Meter zwischen dem Teich und dem Swimmingpool zu Fuß zu gehen, wahrscheinlich, um sich von der Herrschaft des Franzosen zu befreien.

Nur zwei schafften es. Es waren die fittesten.

Nach dem Bad holte uns Onkel Georgij ab, und wir fuhren in eine der Städte in der Umgebung: Kislowodsk, Essentucki, Schelesnowodsk oder Patigorsk – die schönste von allen. Dort erkannten wir in einem der Restaurants einen der Bergsteiger aus dem Flugzeug wieder. Er saß in voller Bergsteigerausrüstung am Tisch, zusammen mit einer dem Aussehen nach armenischen Frau, die ihm Fotos von ihrer Familie zeigte und sie laut kommentierte: »This is my father«, schrie die Frau, »and this is the new man of my mother! This is my second sister and her brother, and this is a girlfriend from father his brother ...« Der Bergsteiger nickte im Takt der Erzählung und trank den heimischen Kognak der Marke *Praskoveja KB*. In seinen Augen spiegelte sich die tiefe Erkenntnis der Unmöglichkeit, die Familie seiner neuen Freundin jemals vollständig kennenzulernen.

Manchmal fuhren wir nicht in die Stadt, sondern besuchten die zahlreichen Sehenswürdigkeiten in der Region. Der Kaukasus ist der Kurort der Russen und für seine Mineralquellen berühmt. Selbst das Leitungswasser ist hier mineralisch, was das Rasieren und Händewaschen zu einem großen Vergnügen macht. Außerdem gibt es neben jeder Wasserquelle in der Regel ein Restaurant, wo man gleich nach dem Genuss des heilenden Wassers aus der Quelle auch in den Genuss des heimischen Alkohols kommen kann. Diese Restaurants tragen oft bescheuert anspruchsvolle Namen: »Kabale und Liebe« oder »Das Schloss der Zarin Tamara«. Bei der »Zarin Tamara« stand tatsächlich eine gruselige Blondine neben einem ausgestopften Tiger am Eingang. Sie lächelte den Gästen zu und herrschte ihre Grillsklaven, zwei alte Armenier, an, sich Mühe zu geben und schneller zu arbeiten.

Um siebzehn Uhr holte uns Onkel Georgij mit dem Auto ab. Um achtzehn Uhr dreißig fand ein gemeinsames Abendessen auf dem Hof statt. Meine Aufgabe war es, das Holz zum Grillen zu besorgen. Die Tische mussten in diesem Land traditionell voller als die Kühlschränke sein, alles musste raus. Und wenn zehn Leute am Tisch saßen, wurde für zwanzig gekocht. Nach dem Essen war Kognaktrinken angesagt mit Onkel Georgij, mit dem Nachbarn von rechts – dem Bienenzüchter Juri – und dem Nachbarn von links – Ingenieur Muchin. Später Sauna, Schwimmbad, Schießstand, Gespräche über den Sinn des Lebens, Essen, Kognak, Schießstand, die nächtliche Wassermelone aus dem Fass, Dusche und Bett. Am nächsten Tag Frühstück mit dem *Agenten der nationalen Sicherheit*, Schwimmbad, Stadtfahrt und so weiter – zwei Wochen lang. Ein Traumurlaub.

Ein Pauschalbergsteiger mit seinem Rucksack und seinem Wasilij, was wird er schon über den Kaukasus erfahren? Er wird seine sechstausend Meter hochklettern (die man übrigens von der anderen Seite bis auf eine Höhe von viertausend Metern mit dem Auto und weiter mit einer Seilbahn hochfahren kann). Am Gipfel angekommen, wird er auf unrasierte Männer mit goldenen Zähnen und Frauen in Kopftüchern treffen, die ihm ihre Lammfelle andrehen wollen.

Wir dagegen hatten die womöglich geheimnisvollste Sehenswürdigkeit besucht, die sich im Nordkaukasus befindet. Ich weiß nicht, ob jemand von Ihnen schon mal was davon gehört hat. Ob ich es überhaupt erzählen darf? Doch, ich darf. Die Sehenswürdigkeit, die uns naturverliebte Großstädter am meisten faszinierte, war kein Garten, kein Park und kein Berg, sondern die so genannte »Höhle der ewigen Eiszeit«, die in der Bevölkerung auch als »Höhle des Eismenschen« bekannt ist. Angeblich soll in einem der Berge noch ein Gletscher aus der Eiszeit erhalten sein. Eine Höhle mit Wänden aus Eis – kilometertief im Berg, dunkel und kalt. Niemand hat es je geschafft, die Höhle bis zum Ende zu gehen. Laut einer Legende lebte ein kleines Volk in dem Berg, ein paar Fellmenschen aus alten Eiszeittagen, die sich der Sonne nicht stellen mochten. Tagsüber versteckten sie sich im Gletscher, nachts kamen sie heraus und sammelten im Wald, was die Touristen hinterlassen hatten. Eine genaue Wegbeschreibung für den Ort gab es nicht.

An einem Wochenende machten wir uns mit dem Opel von Onkel Georgij auf, um die Höhle zu suchen. Alle paar Minuten hielten wir an, um die einheimische Jugend nach der Höhle zu fragen. Sie zeigte stets in unterschiedliche Richtungen. Die alten Menschen wollten mit uns nicht reden.

»Entschuldigung!«, riefen wir aus dem Auto. »Wir suchen nach der Höhle des Eismenschen!«

»Wer tut das nicht!«, antworteten uns die Alten philosophisch.

Unser Mann vor Ort, der Bienenzüchter Juri, hatte erzählt, die Höhle befinde sich neben dem Restaurant »Die Hütte des Waldwärters«, aber auch die war schwer zu finden. Die Straße wurde immer enger. Wir mussten unser Auto stehen lassen und zu Fuß weitergehen. Im Wald roch es stark nach Rauch, Grillkohle und verbranntem Fleisch, also orientierten wir uns an dem Geruch und fanden schließlich das Restaurant mit einer großen Terrasse. Dort saßen bereits zwei jüngere Pärchen und eine Gruppe Radfahrer, die sich auch bei der Suche nach der Höhle des ewigen Eismenschen verlaufen hatte. Anscheinend lebte der Besitzer des Restaurants davon, dass sich Leute auf dem Weg zur

Höhle verliefen und auf seiner Terrasse landeten. Ein schüchterner Kellner brachte uns den gewünschten Weißwein und Kutabi, eine Art armenische Pizza mit Lauch und Käse. Er bestätigte uns, dass sich die Höhle tatsächlich irgendwo in der Nähe des Restaurants befand. Wo genau konnte er allerdings nicht sagen. Obwohl er ziemlich verwildert aussah und stark behaart war, behauptete der Kellner, weder jemals in der Höhle gewesen zu sein noch irgendwelche Eiszeitmenschen gesehen zu haben.

Wir tranken alles aus und gingen los. Auf gut Glück suchten wir weiter. Dabei stießen wir regelmäßig auf andere Gruppen und Einzelpersonen, die ebenfalls nach der Höhle suchten. Es gab zwei Arten von Höhlensuchenden im Wald: diejenigen, die so taten, als wüssten sie genau, wie man dorthin kommt, und die anderen, die ihnen auf den Fersen blieben. Nach drei Stunden im Wald waren wir schon fast so weit, die berühmte Sehenswürdigkeit für eine Ente zu halten und die Suche abubrechen. Plötzlich wehte eine eiskalte Brise durch den Wald. Bei Außentemperaturen von über dreißig Grad war es nicht schwierig, der Kälte zu folgen, und zwei Minuten später standen wir tatsächlich zusammen mit einem Dutzend anderer Leute vor dem Eingang der Höhle des ewigen Eiszeitmenschen. Sie war sehr groß, dunkel, und eine solche Kälte wehte uns daraus entgegen, dass einem zwei Meter vor dem Eingang schon die Zähne klapperten. Viele gingen hinein, kamen aber schnell wieder heraus an die frische Luft. Sie hatten die Höhle unterschätzt. Sie war mindestens zwei Kilometer tief, und man wurde darin selbst zu einem Eismenschen, ehe man weit genug kam, erzählten sie. Wir hatten daraufhin keine große Lust mehr, uns ohne warme Kleidung und Taschenlampe in die Höhle zu wagen. Dennoch versuchte ich, aus Neugierde und im Auftrag der Weltliteratur, dreimal bis zum Eiszeitmenschen zu laufen, musste aber jedes Mal auf halbem Wege wieder umkehren. In der Dunkelheit wusste man sehr schnell nicht mehr, wo vorne und hinten war. Die Feuerzeuge gingen aus, und eisiger Schleim hing an den Augen und der Nase. Wir machten ein Foto vom Eingang und noch eins im Restaurant des Waldwächters, in dem wir unsere Begegnung mit der Höhle des Eiszeitmenschen feierten.

Am gleichen Abend wurde meine Tochter von einer riesengroßen Mücke ins Auge gestochen, und mein Sohn wurde Augenzeuge, wie ein Huhn ein Ei legte, was wohl endgültig die Frage der korrekten Reihenfolge – Ei oder Huhn – für ihn klärte. Als wären all diese Abenteuer noch nicht genug, durften wir am letzten Tag auch noch einen Brand erleben und uns heroisch an seiner Auslöschung beteiligen.

Seit Tagen hatten die Jungs aus Borodinowka trockenes Gras hinter der Steppenpiste angezündet. Die Flammen stiegen immer wieder hoch, bewegten sich mit Furcht erregender Geschwindigkeit auf dem großen Feld zwischen uns und dem Dorf hin und her, überschritten aber nie den so genannten Panamakanal – einen mit Wasser und Müll gefüllten Graben, der zwischen dem Kern von Borodinowka und der Steppenpiste lag. Am Tag unserer Abreise qualmte es aber deutlich stärker als zuvor. Der Wind wehte Richtung Borodinowka, und die Flammen kamen den Häusern im Dorf bereits gefährlich nahe. Eine Holzdeponie und eine Laube am Ortsrand brannten ab. Die Bewohner der Steppenpiste betrachteten das mit einer gewissen Genugtuung. Immerhin waren es Borodinowka-Jungs, die das Gras verbrannten. Dann aber wechselte die Windrichtung, das Feuer sprang über den ausgetrockneten Panamakanal, und schon bald standen die Flammen vor unserem Garten. Ich schlug meiner Schwiegermutter vor, die Feuerwehr zu rufen. Aber sie stellte sich plötzlich zickig an.

»Warum sollen immer wir anrufen, sollen doch die Muchins auch einmal anrufen. Die Flammen sind ihrem Garten näher als unserem, sie brennen doch als Erstes ab«, antwortete sie.

Der Nachbar Muchin war aber anderer Meinung. So standen sie am Gartenzaun und stritten darüber, wer als Erster die Feuerwehr rufen sollte. Nachbarn sind wie Verwandte, man schimpft aufeinander, hält aber trotzdem zusammen. Alle Nachbarn standen Schulter an Schulter, als die Stunde geschlagen hatte. Sogar der autistische Sohn der Muchins, der sonst nie auf die Straße ging, half beim Löschen, ebenso der Bienenzüchter Juri, der eigentlich wegen seines Rheumas ans Bett gefesselt war. Sie verbanden sogar ihre Wasserschläuche, um weitere Flächen begießen zu können. Auch meine Kinder rannten hin und her und bekämpften das Feuer mit kleinen Plastikschüsseln. Noch mehr begossen sie aber sich selbst. Die Feuerwehr kam nicht, dafür aber das regionale Fernsehen, das unseren Kampf gegen das Feuer filmte. Die ganze Steppenpiste stand wie ein Mann. Vor diesem Zusammenhalt konnte der Brand nicht lange bestehen und gab auf. Bald qualmte es nur noch an den Ecken. Außer ein paar Angeln, die am Teich vergessen worden waren, und zwei abgesägten Ästen vom Aprikosenbaum, die ich zu Grillkohle hatte verarbeiten wollen, war nichts verbrannt. Und das Gras wird nun, nach dem Feuer, noch besser wachsen, meinte Onkel Georgij, der allen anbot, diesen historischen Sieg über das Feuer bei ihm im Hof zu feiern, noch bevor wir mit dem Brand wirklich fertig waren. Das regionale Fernsehen filmte unsere mit Ruß verschmierten Gesichter für die Abendnachrichten. Ich fühlte mich wie ein Stahlkocher aus den

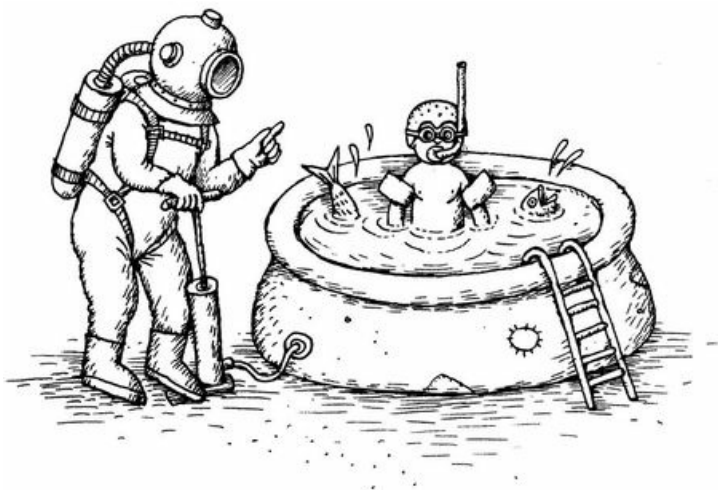


Dreißigerjahren. »Niemand kann unsere Bürger besiegen, außer sie selbst«, sagte die Moderatorin und verschwand. Sofort entbrannte ein Streit unter den Nachbarn, wer wie viel für das Wasser zahlen musste, da sie einen gemeinsamen Wasserzähler hatten. Wir hätten gern bei diesem Streit mitgemacht, aber unsere Maschine startete in einer Stunde.

Onkel Georgij telefonierte mit dem Flughafen: »Halten Sie die Maschine an, wir kommen von einem Brand!«

Tatsächlich sahen wir wie abgebrannt aus. Ich hatte noch eine Woche danach schwarze Sohlen. Besonders fasziniert von diesem letzten Ereignis war mein Sohn Sebastian, der sowieso Feuerwehrmann werden wollte. Onkel Georgij versprach ihm zum Abschied, wenn er nächstes Jahr wiederkäme, extra nur für ihn beide Nachbarhäuser anzuzünden.

Während wir uns dermaßen wild im kaukasischen Garten amüsierten, sammelte unser Freund Thomas auf der heimischen Berliner Parzelle 118 sieben Komma fünf Kilo Sauerkirschen, einen ganzen Eimer, und brachte ihn zu meiner Mutter. Sie entfernte die Kerne und kochte aus den Kirschen meine Lieblingskonfitüre.



## 11 - Schwimmen lernen

Man darf die Natur nicht unterschätzen. Überall, wo wir nicht aufpassen, übernimmt sie sofort die Kontrolle. Die Natur funktioniert wie die Mafia, sie hat überall ihre Finger im Spiel. In den zwei Wochen unserer Abwesenheit hatte die Natur aus unserem hübschen Garten etwas völlig Unvorschriftsmäßiges gemacht. Unser freiwilliger Gärtner Thomas hatte nach Kräften versucht, die Ordnung aufrechtzuerhalten, doch als jemand, der nachts arbeitet, schlief er oft am Tag durch und kam erst abends in den Garten, um schnell zu gießen. Jetzt sah man schon aus der Ferne, dass unsere Parzelle deutlich aus der Reihe tanzte wie ein Hippie bei der Bundeswehr: Das Gras war zu hoch und wild zerzaust, die Kirschen nicht alle gepflückt, das Mandelbäumchen war mächtig in die Breite gegangen und versperrte mit seinen neuen Zweigen den Weg, der Boden war mit herabgefallenen Äpfeln bedeckt. Das Schlimmste aber war, dass wir nur drei Tage Zeit hatten, um alles wieder ins Lot zu bringen. Noch im Februar hatte meine Frau für Ende Juli zehn Tage auf Ibiza gebucht. Dort, in einem riesigen Touristenhotel, wollten wir uns von dem Kaukasusurlaub erholen. Irgendwie war meine Frau fest davon überzeugt, dass wir nach der Russlandreise Urlaub brauchen würden. Tatsächlich waren wir etwas müde, besonders nach dem Kampf mit dem Feuer, dem Interview mit dem örtlichen Fernsehen und der anschließenden Feier mit dem Streit, wer wie viel für das Wasser zahlen sollte, da alle Gärten unterschiedlich stark betroffen gewesen,

die Haushalte jedoch alle an den gleichen Wasserzähler angeschlossen waren. Dieser Streit, der beinahe in eine Schlägerei mündete und ein krönendes Ende unseres dortigen Aufenthaltes war, führte fast dazu, dass ich mich in diesen Menschenschlag im Nordkaukasus verliebte. Seine heldenhafte Starrköpfigkeit erinnerte mich komischerweise an die Berliner. Ich war nicht abgeneigt, dort länger zu bleiben, alte Aprikosenbäume zu fällen, mit den Nachbarn zu plaudern, gemeinsam Brände zu löschen, zu streiten und zu feiern. Auf Ibiza hatte ich überhaupt keine Lust.

Meine Frau brauchte jedoch, um ihre Pläne zu verwirklichen, ein Meer, das es im Nordkaukasus nicht gab. Sie brauchte das Meer, um unserem Sohn Sebastian das Schwimmen beizubringen. Aus meiner Sicht brauchte Sebastian nicht zu schwimmen, er war auch auf dem Trockenen ganz in Ordnung, ein toller Junge. Ich vertrat die Meinung, dass man, wenn man überhaupt schwimmen lernen wolle, dies auch in einer aufblasbaren Badewanne im Schrebergarten tun könne. Schwimmen lernen ist genauso einfach wie Schlittschuh laufen, Lotto spielen oder Fahrrad fahren. Jeder hat es in seinen früheren Leben schon einmal gemacht und braucht sich nur an die dazu notwendigen Bewegungen zu erinnern. Beim Schwimmen geht es nicht um irgendwelche ausgefeilten Techniken, sie sind jedem Mensch wie den Hunden angeboren, es geht einzig und allein darum, die Angst vor dem Wasser zu überwinden. Dafür muss man wahrlich nicht ans Mittelmeer fahren. Ich habe schließlich auch nicht am Meer, sondern auf einer stillgelegten Baustelle in einem mit Wasser gefüllten Fundament schwimmen gelernt.

Ende der Siebziger entstand neben unserem Haus in Moskau eine große Baustelle. Hier sollte ein neues, riesengroßes Stadion pünktlich zu den Olympischen Spielen 1980 direkt vor unserer Haustür gebaut werden, »der Traum der Sportler aus aller Welt«, wie die Zeitungen schrieben. Wir waren keine Sportler, freuten uns aber natürlich trotzdem über die bevorstehende Attraktion. Tag und Nacht fuhren Bulldozer im Wald hinter unserem Haus hin und her, die den Wald von Bäumen befreien sollten. Morgens kamen große LKWs mit Baumaterialien, die ausgeladen und zu großen Haufen gestapelt wurden. Man hatte mitten im Wald einen riesigen Krater ausgehoben und ein Fundament gelegt. Mitten in dieser Bauwut schickte allerdings der damalige sowjetische Generalsekretär Breschnew die Armee nach Afghanistan, wo sie gegen die Taliban kämpfen sollte. Heute gehört es zum guten Stil jedes zivilisierten Landes, Truppen nach Afghanistan zu schicken, um die Taliban zu bekämpfen. Doch vieles, was heute eine politische Selbstverständlichkeit ist, galt früher als verbrecherisch. Die

halbe zivilisierte Welt zeigte sich empört und boykottierte die Olympischen Spiele in Moskau, allen voran die USA, die sich weigerten, ihre gedopten Profisportler in die Sowjetunion zu schicken.

Obwohl Kanada, Israel und die DDR trotzdem versprochen, dabei zu sein, verdarb der amerikanische Boykott dem Gastgeber kräftig die Laune. Er stoppte die meisten großen Bauvorhaben, und auch das Stadion neben unserem Haus wurde nie fertiggestellt. Die Natur und die Nachbarn nahmen die weiteren Bauarbeiten in die Hand. Ganze Berge von Baumaterial verschwanden im Nichts, und die Baugrube verwandelte sich erst einmal in einen Erlebnispark. Die Kinder spielten dort Indianer und Cowboy, später füllte sich die Baugrube mit Wasser und verwandelte sich in eine riesige Pfütze. Innerhalb eines Jahres entwickelten sich darin bereits eine vielfältige Wasserflora und -fauna, und es kamen die ersten Frösche, wahrscheinlich zu Fuß, aus einem nahe gelegenen Sumpf. Sie beschallten das Fundament mit Nachtmusik. Dazu piffen die über dem Wasser kreisenden Schwalben. Bald wurde am Ufer der Baugrube der erste Angler gesichtet. Das Gerücht, dass es im Fundament große Fische gäbe, machte schnell die Runde. Die Angler kamen sogar nachts zum Olympiasee, wie die Baugrube prompt hieß, und bald wimmelte es rundum von ihren Autos. Tatsächlich gab es eine Zeit lang Plötzen, Brassen und sogar Karpfen in der Grube. Niemand konnte glaubwürdig erklären, wie die Fische dorthin gekommen waren. Die einen sagten, die Vögel, vermutlich Möwen, hätten sie dorthin gebracht – als Laich buchstäblich ausgeschissen. Aber Moskau ist keine Hafenstadt, es gibt dort so gut wie keine Möwen, nur Spatzen und Tauben.

Wie sollte man sich so etwas überhaupt vorstellen? Da schwebt ein Spatz mit einer Brasse im Schnabel über dem Fundament, trifft unterwegs einen anderen Spatzen, ebenfalls mit einer Brasse, die Vögel sagen zueinander »Na?« – und lassen ihre Fische ins Wasser fallen? Eine andere Erklärung lautete, die Katzen hätten die Fische in die Baugrube gebracht. Nur wo hätten die Katzen die Fische hernehmen sollen? Aus dem Aquarium ihrer Besitzer oder aus einem Fischgeschäft? Einige behaupteten, die Fische seien unterirdisch in die Baugrube gelangt, durch den stillgelegten und dann vollgelaufenen U-Bahn-Schacht einer geheimen U-Bahn-Linie, die angeblich direkt zum Stadion führen sollte, aber ebenfalls wegen des Boykotts der Olympischen Spiele nicht zu Ende gebaut worden war.

Ich hielt das alles für dumme Gerüchte. Wie sollten Fische in die U-Bahn kommen und wozu? Wo wollten sie hinfahren? Die Fische in der Baugrube waren ein typischer Hokusfokus der Natur, eine Laune. Vielleicht ihre Reaktion auf die ausgefallenen Spiele, vielleicht aber

auch nicht. Nur die Natur selbst konnte die richtige Antwort geben, aber sie schwieg.

Nachdem die Baugrube mehr oder weniger leer gefischt worden war, entwickelte sich der Platz zu einem beliebten Sommerstrand. Die Erwachsenen mussten nicht weit laufen, um ihrem Nachwuchs das Schwimmen beizubringen. Sie taten es in der Regel auf die in der Sowjetunion traditionelle spartanische Art: Sie warfen ihre Kinder ins Wasser und sahen zu, wie sie von ganz alleine die modernen Schwimmtechniken erlernten. Manchmal gaben Eltern und Verwandte vom Beckenrand aus auch Ratschläge. So sollen es angeblich auch die unerschütterlichen Spartaner getan haben, um ihrem Nachwuchs das kleine ABC des Überlebens beizubringen. Das Merkwürdige daran war, dass diese kommunistische, menschenfeindliche Methode tatsächlich funktionierte, wenn auch nicht bei jedem Kind. Die Erfolgsquote lag ungefähr bei fünfzig Prozent. Auf jedes Kind, das wieder an der Oberfläche der Baugrube auftauchte, kam eins, das wie ein Stein unterging. Ich glaube, bei den Spartanern war die Quote auch nicht besser, nur haben sie ihre Misserfolge aus Propagandagründen verschwiegen.

Wenn ein Moskauer Kind sich unspartanisch benahm und nur noch Luftblasen von ihm zu sehen waren, entwickelten seine Eltern auf der Stelle erstaunliche Schwimm- und Tauchqualitäten: Sie sprangen ins Wasser, zogen den Nichtschwimmer an den Haaren ans Ufer, beatmeten ihn von Mund zu Mund und ergriffen gewissenhaft alle Maßnahmen, die zur Rettung von Ertrunkenen vorgesehen sind. Wenn das Kind zu sich kam, warfen sie es erneut ins Wasser. Die gemäßigten liberalen Eltern, die den westlichen Werten gegenüber offen waren, benutzten wie in allen zivilisierten Ländern Schwimmreifen oder Schwimmflossen, auch Schwimmengel genannt, um ihren Kindern die Angst vor dem Wasser zu nehmen. Trotz der allgemeinen Warenknappheit gab es in unserem sozialistischen Vaterland überall, immer und in jeder Farbe Schwimmflossen zu kaufen. Sie wurden aus besonders reißfestem Gummi hergestellt, wahrscheinlich aus den Resten von Taucheranzügen, mit denen die sowjetischen U-Boote ausgerüstet wurden. Weil wir uns von Amerika und den Taliban bedroht fühlten, musste die Sowjetunion sehr viel für das Militär produzieren, und die Zivilprodukte entstanden quasi nebenbei. Besonders gut gelangen der sowjetischen Rüstungsindustrie die berühmten sowjetischen U-Boote, die plötzlich und ohne Vorwarnung überall auf der Welt auftauchten. In der Regel hatten sie sich in einem schwedischen Fischernetz verfangen oder wurden von einer großen Welle ans Ufer gespült. Ein Glück für Afghanistan, dass

es dort keine tiefen Seen zwischen den Bergen gab, sonst hätten die Taliban uns noch heute am Haken. Denn ein sowjetisches U-Boot konnte man mit keinem Bulldozer vom Fleck bringen.

Wenn ein solches U-Boot auf Grund lief, sollte seine Mannschaft unverzüglich in Taucheranzügen das Boot verlassen und, wenn nötig, zu Fuß auf dem Meeresgrund nach Hause laufen. Es waren also sehr gute Taucheranzüge, in denen man dreimal um die Fidschiinseln gehen konnte. Aus den Resten dieser Anzüge wurden die Schwimmringe gemacht, mit denen der Autor dieser Zeilen schwimmen lernte. Diejenigen, die kein Geld für einen Schwimmring hatten, nutzten als Schwimmhilfe Reifenschläuche von *Kamas-Lkws*, einem Fahrzeug, das ebenfalls zu militärischen Zwecken, nämlich als Langstreckenraketenenträger, gebaut wurde. Man konnte gleich ein Dutzend Kinder in einen solchen Schlauch packen und übers Wasser treiben lassen. Allein die Größe des Ringes vermittelte den Eltern bereits ein Gefühl von Sicherheit. Sie staunten deswegen nicht schlecht, wenn ihr Reifen leer ans Ufer trieb.

Ich selbst mochte diese riesengroßen *Kamas*-Reifen nicht. Ich habe mit einem ganz normalen schmalen Reifen schwimmen gelernt. Er hatte eine grüne Tarnfarbe und vorne einen Kopf mit Bärtchen. Meine Eltern meinten, es sei ein Schwan, ich behaupte dagegen noch heute, es sei Lenin gewesen. Mein Sohn kann übrigens im Schwimmring wunderbar schwimmen, er hat eine ganze Sammlung davon, in jeder Farbe und Größe. Doch die Zeiten ändern sich. Die Anforderungen an die heranwachsende Generation sind enorm gewachsen. Heute erwartet man von einem Jungen, dass er ohne Schwimmhilfen in zwei Stunden und vierzehn Minuten den Atlantik überquert. Hin und zurück, versteht sich.

Von diesem Gedanken erfasst, eilte ich völlig verschwitzt zum Schrebergarten, um ein Minimum an Ordnung herzustellen, bevor wir nach Ibiza abreisten. Berlin meldete jeden Tag einen neuen Hitzerekord, die Kleingartenanlage wirkte wie ausgestorben, nur Günther Grass sah ich bequem mit einer Zeitung in der Hand im Schatten seiner Nadelbäume sitzen. Ich begrüßte ihn herzlich und erzählte ihm, dass wir für zwei Wochen in Russland waren und bald nach Ibiza fliegen würden. Günther reagierte wirr. Völlig unerwartet zwinkerte er mir zu und sagte: »Ist es nicht schön, im Wald spazieren zu gehen?«

Ich drehte mich um, in der Hoffnung, vielleicht auf dem Grundstück hinter mir jemanden zu sehen, mit dem Günther im Wald spazieren gegangen war. Auch wenn man sich das nur schwer

vorstellen konnte, weil Günther aus Prinzip immer allein spazieren ging. Es war aber niemand da, außer uns beiden, und mein Nachbar wartete eindeutig auf eine Antwort. Ich hatte einmal in einem russischen wissenschaftlichen Magazin gelesen, dass Männer über fünfzig Hitze besonders schlecht vertragen. Wenn die Temperaturen länger als fünf Tage dreißig Grad übersteigen, finden bei den Männern im Gehirn Veränderungen statt, die nicht mehr rückgängig gemacht werden können. Jetzt hatte es offensichtlich meinen Schrebernachbarn erwischt.

»Ist es nicht schön, im Wald spazieren zu gehen?«, ließ Günther nicht locker.

»Schon schön«, murmelte ich und überlegte, wie ich ihm in dieser Situation helfen konnte.

Günther drehte weiter auf. Er sagte in einem Zug: Sehenswürdigkeiten, Spasiba, Druschba, Freundschaft. Ich brauchte eine Weile, um zu kapieren, dass Günther Russisch mit mir sprach, und alle Brocken, die in seinem Kopf noch aus seiner Kindheit und Jugend in der DDR gespeichert waren, sich nun in der Sonne langsam lösten und herausfielen. Weil ich wochenlang nur Russisch gehört hatte, konnte ich das erwartete Kopfnicken zu den nachbarschaftlichen Fremdsprachenkenntnissen nicht rechtzeitig erbringen.

»Es ist einfach klasse, im Wald spazieren zu gehen. Übrigens, Sie sprechen phantastisch Russisch«, reagierte ich spät, aber noch höflich genug.

»Ich hatte Russisch in der Schule, aber alles vergessen«, entschuldigte sich Günther.

Er erzählte mir die neuesten Schrebergartennachrichten, obwohl seit dem Ende der Fußballweltmeisterschaft nicht viel los gewesen war. Irgendwelche Schurken mit Kamera hatten in unserer Kolonie für einen Privatsender gedreht. Sie wollten die Gärtner als emsige Menschen darstellen, die wie Schnecken in ihren kleinen Häuschen saßen oder irgendwelche bescheuerten Gartenzwerge aufstellten. Unter anderem wollten sie auch Günther Grass filmen, als er gerade versuchte, mit einer Nagelschere seinen Rasen an den Ecken zu schneiden, die er mit einem Rasenmäher nicht erreichte.

Wie gut, dass ich die Dreharbeiten verpasst habe, dachte ich. Nirgends ist es leichter, sich zum Narren zu machen, als in einem Schrebergarten. In unseren urbanen Zeiten sieht jeder, der einen Wasserschlauch in der Hand hält, wie ein Idiot aus. Zum Glück konnte ich meine Identität als Schriftsteller in unserer Gartenkolonie weitgehend geheim halten. Sogar in dem kaukasischen Kurort

Patigorsk war ich in einem Weinladen von Fans erkannt und letztes Jahr auf Mallorca direkt am Strand von Lesern umzingelt worden. Aber in der Schrebergartenkolonie »Glückliche Hütten« konnte ich mich sicher fühlen. Hier werden nur neue Gartenratgeber und alte Krimis gelesen.

Während ich meine Pflanzen goss, verglich ich unbewusst den kaukasischen Garten meiner Schwiegermutter mit unserem in Berlin. Sie waren wie Himmel und Erde. Unserer war übersichtlich: links Erdbeeren, rechts Äpfel, alle Bäume an zwei Händen zu zählen. Hier wusste ich genau, an welcher Stelle welche Pflanze stand. Der kaukasische Garten wirkte dagegen auch nach Wochen noch wie ein Dschungel auf mich. Nur meine Schwiegermutter konnte dort problemlos ihr Gemüse finden. Jeden Morgen verschwand sie im grünen Gebüsch und kam einmal mit frischen Tomaten, ein andermal mit einer Paprika oder Gurke zum Frühstück wieder. Und wenn eine Tomate nur fünf Meter bis zum Tisch braucht, schmeckt sie allemal besser als die hiesigen winterfesten aus Spanien oder Holland.

Ich vermisste diese frischen Lebensmittel, den tiefen Swimmingpool von Onkel Georgij mit den unsichtbaren grünen Delphinen auf dem Boden und den Patigorski-Erholungspark mit seinen Armeniern, die Spieße und Bier verkauften, und der alten Achterbahn, die nicht einmal mehr einem Säugling Angst einjagen konnte, und mit den Schießständen, an denen man mit umgebauten Kalaschnikows auf Konservendosen schoss. An der Parkmauer in Patigorsk hingen viele Ehrentafeln. *In diesem Park hat einst der berühmte Dichter X. eine Zeitung gekauft, oder: In diesem Park hat der berühmte Dichter Y. ein Eis gegessen.* Besonders viele Ehrentafeln hat der russische Schriftsteller Leo Tolstoi bekommen, der etliche Sommer im Kaukasus verbrachte. Auf der Parkmauer in Patigorsk hat er die größte Ehrentafel. Darauf ist ein Auszug aus seinem Tagebuch zu lesen. *Gehe heute in den Park, schrieb Leo Tolstoi an die zukünftigen Bewunderer und Leser seiner Tagebücher. Muss dringend ein paar Ideen für das neue Kapitel meines aktuellen Romans sammeln.*

Dieser Satz gefiel mir sehr, und jedes Mal, wenn wir an einem Weingeschäft oder einer Bierstube im Park vorbeingingen, sagte ich zu meiner Frau, ich müsse dringend da hineingehen, ein paar Ideen für das neue Kapitel meines aktuellen Buchs sammeln. Das war natürlich ein Witz. Die Ideen lagen hier auf der Straße; an jeder Kreuzung eine Erzählung, in jeder Markthalle ein Roman, und hinter den Bergen versteckten sich wahrscheinlich noch größere Schätze, wir waren bloß zu faul zum Klettern.



Am letzten Tag vor unserer Abreise nach Ibiza, als ich mithilfe der Familie unseren Schrebergarten endlich wieder auf westlichen Standard gebracht hatte, angelte ich eine Mahnung des Vorstands aus dem Briefkasten. Diese ehrenamtlichen Gartenzwerg-Aufseher ermahnten mich, auch die vor den Zaun gefallenen Äpfel aufzusammeln, obwohl die deutsche Gartengesetzgebung in diesem Fall klar und deutlich ist: Die abgefallene Frucht gehört demjenigen, auf dessen Grundstück sie gefallen ist, und nicht dem Besitzer des Baums. Die verdorbenen Äpfel meines Baumes, die außerhalb unseres Grundstückes lagen, sollte also eigentlich der Vorstand aufsammeln. Ich rief dort an, konnte aber wie immer niemanden erreichen.

Die folgenden zehn Tage, die wir auf Ibiza in einem Massenhôtel verbrachten, haben wir dann jeden Tag an Tisch Nr. 29 zu Mittag gegessen, zusammen mit vier Leuten, die wir dabei erst kennenlernten. Unser Tisch war der lauteste im ganzen Restaurant. Der leiseste Tisch befand sich direkt daneben. Dort saß ein schweigsames Pärchen; beide trugen die gleichen schwarzen T-Shirts, auf denen in weißen Lettern stand: *Frank und Silke. Hochzeit am 12.08.06*. Auf dem Rücken stand: *Und das ist auch gut so!!!* Sie aßen kaum etwas, schauten nachdenklich aneinander vorbei und sprachen nie.

»Nur drei Tage verheiratet und schon so traurig!«, wunderte sich meine Frau.

An unserem Tisch versammelte sich täglich eine größere Gesellschaft: ein junges Paar mit einem robusten Zweijährigen im Kinderstuhl und ein älterer Herr, der einen Spazierstock und eine dicke Brille trug. Wir stellten uns einander am ersten Tag vor, nur vergaß ich sofort wie üblich die Namen. Den Mann mit der Brille nannten wir unter uns »den Professor«, wegen seines akademischen Aussehens. Den Rest bezeichneten wir als »die Familie« beziehungsweise »der Vater, die Mutter, der Sohn«. Hauptpunkt jeder Mahlzeit an unserem Tisch war die Fütterung des Zweijährigen, an der alle Anwesenden teilnahmen.

»Iss doch was!«, redeten die jungen Eltern auf ihn ein.

Das Kind blickte misstrauisch aus seinem Kinderstuhl in die Runde, überlegte, wählte eine gelbe Serviette, rollte sie zusammen und biss ein Stück davon ab.

»Eine dumme Wahl!«, reagierte sein Vater enttäuscht.

»Oh, sagen Sie das nicht«, mischte sich der Professor ein. »Das Kind fühlt, was sein Organismus braucht.«

»Sie glauben doch nicht wirklich, dass in dieser Serviette

irgendwelche Vitamine versteckt sind?«, unterbrach ihn die Mutter.

»Ich schließe das nicht aus«, sagte der Professor und machte ein ernstes Gesicht. »So suchen zum Beispiel Katzen oft nach einem bestimmten Gras, oder wir Menschen fangen plötzlich an, etwas zu essen, was anderen völlig ungenießbar erscheint«, fuhr er fort.

»Das stimmt. Als Kind habe ich zum Beispiel sehr gerne Kreide gegessen«, berichtete ich etwas unvermittelt. »Aber nicht die graue Schulkreide, die schmeckte mir nicht. Ich aß nur die weißen Stückchen aus dem Buntstiftekasten.«

»Sie sehen also!«, fasste der Professor zusammen, »nicht die Eltern, die Natur diktiert die richtige Ernährung.«

Das Kind war inzwischen mit der Serviette fertig und griff nach dem Bierglas seines Vaters. Der blickte fragend in die Runde.

»Ich bin mir nicht sicher, ob es die Natur ist, die das Kind zu meinem Bier zieht«, sagte er.

»Natürlich nicht! Das sind deine Gene!«, bemerkte seine Frau.

»Lass meine Gene bitte in Ruhe!«, erwiderte der Vater.

Das Kind legte sein Gesicht aufs Bierglas, schaute interessiert hinein, schüttelte es ein wenig und spuckte dann die Reste der gelben Serviette hinein. Wir beobachteten fasziniert, wie die Natur direkt vor unseren Augen neue Lebenselixiere zusammenmischte. Nur die Eltern waren dagegen. Sie nahmen dem Kind das Bier weg. Eine Weile schaute der Kleine lustlos auf unsere Teller und lutschte an seinen Fingern, dann erhielt er anscheinend von der Natur ein neues Signal. Es nahm ein gekochtes Ei, schälte es gründlich und polkte das Eigelb heraus.

»Ich habe als Kind auch nur Eigelb gegessen, ich war richtig versessen auf die gelbe Kugel. Das Eiweiß habe ich dagegen immer verschmäht«, erzählte ich.

Das Kind zerdrückte das Eigelb in der Hand und warf die gelbe Masse auf den Boden. Danach stopfte es sich den Mund mit dem Eiweiß voll und schaute uns fragend an.

»Falsch geraten!«, jubelte der Professor. »Sie haben das Verlangen der Natur nicht erkannt!«

Das Kind wandte sich ihm zu und spuckte ihm das Eiweiß auf den Teller.

»Sie aber auch nicht«, bemerkte ich dazu leise. Unser Tisch verstummte kurz, beeindruckt von der Weisheit der Natur, bis der zweite Gang kam.

Nach dem Essen sonnten wir uns am Strand von Cala Pada, drei

Euro fünfzig pro Schirm, vier Euro für eine Liege. Und natürlich widmeten wir uns der Aufgabe, Sebastian das Schwimmen beizubringen. Allerdings ließ er sich erst am fünften Tag überreden, den Schwimmring zur Seite zu legen, und auch das nur unter der Bedingung, stattdessen eine ibizanische Schwimmweste tragen zu dürfen. Noch später gab er nach und tauschte die Weste gegen kleine Schwimmflügel. Diese wollte er jedoch unter keinen Umständen mehr ablegen. Wir merkten überdeutlich, dass diese Art Urlaub uns inzwischen keinen Spaß mehr machte. Ibiza hatte ein paar schöne Ecken, Apfelsinenbäume im roten Sand, Weintrauben auf ungewöhnlich hohen Reben und Wassermelonen, die sich im Staub wälzten. Trotzdem schien die Natur auf der Insel unecht zu sein, nichts als eine weitere Attraktion, um Touristen abzuzocken. Einmal unternahmen wir eine Rundreise auf der Insel, zweimal waren wir mit den Kindern auf der Kartbahn. Wir haben eine Olivenöl-Verarbeitungsanlage aus dem siebzehnten Jahrhundert besichtigt und eine Minzlikörausstellung besucht. Mehr fiel uns nicht ein.

Jeden Tag brachte der Professor die regionale Bildzeitungsausgabe vom Vortag zum Frühstück (die frische Ausgabe kam erst nach sechzehn Uhr in den Kiosk) und las uns die skurrilsten Urlaubsmeldungen vor. Dabei sparte er nicht mit Kommentaren. Wenn man dieser Zeitung glauben durfte, dann waren deutsche Touristen für alle Arten von Pech besonders anfällig. In Australien war eine Deutsche von Koalas angegriffen, in Afrika eine ganze Gruppe von den dortigen Taliban entführt worden. Auf Ibiza hatte sich ein Mann die Hoden im Liegestuhl eingeklemmt: »Ein Deutscher sonnte sich nach dem Bad an einem FKK-Strand im Liegestuhl. Seine durch die Kälte geschrumpften Hoden rutschten durch die Holzstreben und dehnten sich in der Sonne wieder aus. Der Eingeklemmte rief per Handy die Strandaufsicht und musste aus dem Liegestuhl herausgesägt werden«, berichtete die Zeitung.

»Kluge Menschen mit großen Eiern nehmen immer ihr Handy mit, wenn sie an den FKK-Strand baden gehen«, kommentierte der Professor.

Wir beschlossen, den Rest des Sommers im eigenen Garten zu verbringen.



## 12 - Notizen zum Schrebergartenroman

*In den Werbeprospekten großer Reiseunternehmen werden die potenziellen Kunden mit Versprechungen von »Erholung«, »Entspannung« und »Erfrischung« geködert. Die Menschen, die in Reisebüros ihre Urlaubstouren buchen, sehen aber gar nicht müde aus. Zur Frührente verdammt, haben sie in ihrem Alltag gar keine Möglichkeit, sich so zu überanstrengen, dass sie sich in Südafrika oder Nepal zwei, drei Wochen lang »erfrischen« müssen.*

*Vom Reisen verspricht man sich heute viel mehr als eine Entspannungstherapie, nämlich eine Lebensveränderung, eine Möglichkeit, sich selbst in einer neuen Umgebung in völlig anderem Licht erblühen zu lassen. Wenn ich nicht verreise, länger als ein Monat an einem Ort sitzen bleibe, bekomme ich das Gefühl, auf der Stelle zu treten. Und jeden Tag sausen an mir Tausende von Reisenden vorbei, die meinen Neid wecken. Im Minutentakt durchbohren Flugzeuge den Himmel über Berlin, dutzendweise fahren in jedem Augenblick Züge ab, die Autobahnausfahrten sind schon am frühen Morgen verstopft, und von den Ökotouristen, die mit dem Rad verreisen oder gar zu Fuß gehen, will ich gar nicht erst anfangen. Sie alle werden nicht müde, nach dem Neuen zu suchen, obwohl sie ihr Altes noch nicht durchschaut haben. Sie haben es verlernt, die Wunder der Natur zu schätzen, den schnellen Strom, den schwarzen Wald, die Brache auf den Feldern. Wie Werwölfe warten sie auf ihre Verwandlung, sie glauben, im Ausland anders wahrgenommen zu werden als zu Hause. Dort können sie protzen. Sie können zum Beispiel ein armes Land*

als gütiger, bescheidener Gott besuchen, den dortigen Bewohnern Salz und Streichhölzer überreichen, den rituellen Tanz nackter Frauen am Feuer genießen, Fotos knipsen und sie Freunden zeigen. Viele westdeutsche Frührentner reisen so. Oder man fliegt umgekehrt als Pilger mit ex-sozialistischem Hintergrund in das von Gott verheißene Land, allen anstrengenden Sicherheitsmaßnahmen dort zum Trotz, um das, was man bisher nur von den Postern im sozialistischen Kinderzimmer kannte, mit eigenen Augen zu erleben: die Freiheitsstatue, rote Berge, Cowboys und Indianer, große Häuser, große Autos, große Pizzas. Fotos knipsen, sie Freunden zeigen. Viele ostdeutsche Frührentner reisen so. Sehr populär sind auch Reisen nach Sibirien. Die Warmherzigkeit der dortigen Bevölkerung, ihre Freundlichkeit, Empfindsamkeit und die Bereitschaft, mit Unbekannten zu trinken und zu feiern, haben sich inzwischen in der Welt herumgesprochen. Viele Deutsche reisen so. Anschließend schreiben sie darüber.

»Nach dem Frühstück im Hotel Intourist verabschiedeten wir uns von unseren neuen Freunden. Wir drückten die Jungs, umarmten die Mädchen. Daniel musste zum zweiten Mal die Vitrine bezahlen, durch die er tags zuvor geflogen war.«

Mit solchen Worten beschrieb mein Nachbar seine sibirische Reise. Er ist der Autor des empfehlenswerten Buches »Auf ein Bierchen zum Ende der Welt« und hatte es letztes Jahr mit seinem Motorrad bis nach Wladiwostok geschafft.

Ein anderer Nachbar von mir, der als freischaffender Internetdesigner tätig ist, bucht jedes Jahr für teures Geld eine spirituelle Reise nach Tibet zum Berg Kailash. Dieser Berg, auch »Perle im Schnee«, »Leuchtender Kristall« und »Shivas Thron« genannt, ist das Ziel jedes buddhistischen Pilgers. Menschen aus der ganzen Welt laufen um den Berg herum und hoffen auf eine bessere Wiedergeburt. Je länger sie laufen, umso größer sind die Chancen, als etwas Anständiges und nicht schon wieder als Fischstäbchen wiedergeboren zu werden. Wer es schafft, den Berg hundertachtmal zu umrunden, wird von einer Wiedergeburt ganz verschont und landet direkt im Paradies. In einem buddhistischen Paradies versteht sich, das heißt keine Orgien, keine willigen Jungfrauen wie bei den Moslems, keine himmlische Musik wie bei den Christen, keine Garantie auf ewige Glückseligkeit, dafür zweimal am Tag kostenlose Meditationskurse und angenehme Gesprächspartner rund um die Uhr.

Bei uns in Prenzlauer Berg spielt das Jahn-Stadion die Rolle des Berges Kailash. Hier reißen die freischaffenden Internetdesigner tagtäglich ihre rituellen Joggingrunden, um bessere Menschen zu werden. Aus fetten Bürohengsten macht das Stadion schlanke Messiase, und wer hundertacht Runden schafft, darf am Berliner Marathon teilnehmen – dem direkten Weg ins hiesige Paradies.

Ich bin auf der Suche nach Neuem einen anderen Weg gegangen. Meine Reise

*führte nicht weit: Ich habe den Schrebergarten zu meinem Kailash erklärt. Der kleine Garten ist wie der große Berg – ein Abbild der Ruhe und der Ewigkeit. Er saugt meine Zeit auf. Jedes Mal, wenn ich im Garten auf die Uhr schaue, ist es später, als ich denke. Der Gärtner ist in Wahrheit ein Laubenbuddhist, er glaubt, seine Parzelle sei auf ewig eingerichtet und seine Bäume würden tausend Jahre alt. Sein Lebensstil, seine bevorzugte Kleidung haben etwas Mönchhaftes an sich: die zerfetzten Sporthosen mit Beulen an den Knien und die farblosen T-Shirts ohne Ärmel. Dem Einfluss der Haute Couture stellt er sich entgegen. Sein Geist ist nicht getrübt von den Regeln und der Geschäftstüchtigkeit der mondänen Welt, seine Natürlichkeit lässt ihn närrisch und dumm aussehen. Sein erklärtes Ziel – den größten Kürbis der Welt zu ziehen oder eine zwei Meter große Sonnenblume zu besitzen – wird in den Augen der Öffentlichkeit immer lächerlich bleiben. Sein heimliches Ziel, die Sonnenanbetung, die er jedes Jahr unter freiem Himmel vollzieht, seine Rituale, darf ich nicht verraten. Fragen Sie ihn doch selbst. Er wird Ihnen bestimmt auch nichts sagen.*

*Fremde, die sich zufällig in eine Schrebergartenkolonie verlaufen oder jemanden suchen oder Dünger verkaufen wollen, werden vom Gärtner in der Regel mit der Gleichgültigkeit buddhistischer Mönche behandelt. Auf jede Frage antwortet der Gärtner mit einem geheimnisvollen Lächeln und einem Kopfnicken, damit der Fremde sehen kann: Der Gärtner hat seine Frage weder verstan - den, noch hat er eine Antwort darauf.*

*So sind meine Nachbarn – die Laubenbuddhisten. Die »Glücklichen Hütten« sind mein Nepal, Parzelle 118 mein Kailash. Ich habe sie längst hundertachtmal mit einer Harke umlaufen, denn ich will im nächsten Leben als Hummel wiedergeboren werden.*



## 13 - Die Apfelernte

»Was war denn bei Ihnen los, Herr Kammerer?« Die Klassenlehrerin meines Sohnes hielt mich im Korridor auf, als ich Sebastian von der Schule abholte. Es stellte sich heraus, dass mein Sohn schon wieder die Öffentlichkeit mit seinen Ausführungen irritiert hatte. Am ersten Schultag sollte jeder in seiner Klasse erzählen, wie er den Sommer verbracht hatte. Es sei der schrecklichste Faltersommer seines Lebens gewesen, hatte Sebastian mit vibrierender Stimme berichtet: Russland sei total chaotisch. Jeden Tag hätte es bei Oma im Garten gebrannt, aber die Feuerwehr kam und kam nicht, er musste alles allein löschen, zwischendurch musste er auch noch ständig in der Eishöhle die hungrigen Eiszeitmenschen in Schach halten.

Das hatte mein Sohn erzählt und so getan, als würde er sich den Schweiß von der Stirn wischen. Ich war von seiner Auslegung des gemeinsamen Urlaubs etwas überrascht, versicherte jedoch der Lehrerin, dass Sebastian stark übertrieben hätte. In Wahrheit sei unsere Russlandreise völlig unspektakulär, geradezu ereignislos verlaufen, klärte ich sie auf. Bei Oma hatte es nur einmal gebrannt, und mit den wütenden Eiszeitmenschen hatte Sebastian wahrscheinlich Omas Nachbarn gemeint, weil sie lange Bärte, Westen aus Schafspelz und manche sogar Peitschen unter dem Gürtel trugen. Es seien aber gutmütige Menschen und alte Freunde von uns. Wir würden uns schon seit der Eiszeit, also noch aus der Zeit des Kalten Krieges kennen, und

ich würde ihr beim nächsten Mal Fotos von ihnen zeigen.

Die Kinder aus Sebastians Klasse hörten neidisch zu. Die Geschichte von den Eiszeitmenschen hatte sie fasziniert, und sie wollten unbedingt die Fotos sehen. Ihre Klassenlehrerin nickte nur stumm, lächelte und glaubte mir kein Wort. Sie war nicht neu an der Schule und wusste bereits, wie sinnlos es war, mit Eltern über die Macken ihrer Kinder zu sprechen. Denn das meiste haben die Kinder ja von ihren Eltern abgeguckt, den Rest von *Harry Potter* und *Der Herr der Ringe*. So neige auch ich dazu, das Leben abenteuerlicher darzustellen, als es ist.

Der Apfel fällt nicht weit vom Baum, dachte die Klassenlehrerin wahrscheinlich, und hatte recht. Man musste nur bei uns über den Gartenzaun schauen, um sich von der Richtigkeit dieser Weisheit zu überzeugen. Dort fielen die Äpfel täglich zu Hunderten und blieben unter den Bäumen liegen; wir waren kaum imstande, das ganze Fallobst aufzusammeln. Der Kompostbehälter quoll bereits über, die Mülltonne war mit den vergammelten Äpfeln ebenfalls überfordert, und alle Eimer und Tüten in der Laube waren voll. Dabei sind wir so gut durch den Sommer gekommen: Der Rhabarberfrage waren wir erfolgreich ausgewichen, die Johannisbeerfrage war geklärt, die Kirschen- und Pflaumenfrage mit den vereinten Kräften aller Familienangehöriger beantwortet worden. Selbstgefällig dachten wir schon, nichts und niemand könne unser Gartenleben noch aus dem Gleichgewicht bringen.

Die Freude währte jedoch nicht lange. Eine gewaltige Apfelfrage bahnte sich am Horizont an, die uns unter den Erzeugnissen unseres eigenen Gartens zu begraben drohte. Ich rief Freunde und Verwandte an, flüchtige Bekannte und Schreibkollegen, das ganze Telefonbuch querdurch. Ich brauchte dringend Menschen, die Äpfel mochten und möglichst viele davon essen konnten. Meine Bemühungen waren nicht erfolgreich. Entweder waren die Freunde noch nicht aus dem Urlaub zurückgekehrt, oder sie mochten kein Obst. Nur meine Tante in Kreuzberg freute sich über mein Angebot. Sie hätte um diese Jahreszeit früher in Odessa immer leckeren Apfelkuchen gebacken, meinte sie. Diese Tradition wollte sie nun in Berlin wiederbeleben, deswegen würde sie am Wochenende zu uns in den Garten kommen und drei nehmen.

»Was drei?«, schrie ich aufgeregt in den Hörer. »Drei Säcke? Drei Zentner?« Meine Tante wollte jedoch nur drei Äpfel. Entgeistert platzte mir beinahe der Kragen. Zum Glück waren wir nicht allein von der Apfelfrage bedroht: Alle Gärtner hatten Apfelbäume auf ihren



Parzellen. Schau doch mal, was die anderen damit machen, riet mir eine innere Stimme.

Herr Kern erzählte, dass man zum Beispiel einen Kleinlaster mieten und die ganze Ernte zu einer Saftpresse nach Buchholz bringen könne. Dafür bekomme man Saft – für dreißig Cent die Flasche.

»Allerdings mischen sie dort deine Äpfel mit fremden«, fügte Herr Kern enttäuscht hinzu. »Sie kommen alle in ein und dieselbe Presse, sodass man nie sicher sein kann, ob man seinen eigenen Saft oder den des Nachbarn in der Flasche hat.«

Günther Grass meinte, die Russen wüssten doch wohl am besten, was sich aus vergammelten Äpfeln machen ließe. Dabei zwinkerte er mir unanständig zu.

Ende August lebte unsere Gartenkolonie wieder auf. Vor allem die Gärtner, die Kinder im schulpflichtigen Alter hatten, waren rechtzeitig zum Schulbeginn aus dem Urlaub zurückgekehrt und sammelten nun bereits am Vormittag heruntergefallene Äpfel auf. Sie krochen auf allen vieren durch ihre während des Urlaubs verwilderten Gärten, und anschließend mähten sie das nachgewachsene Gras. Herr Kern nahm sofort seinen Kampf mit dem Unkraut vor dem Gartentor wieder auf. Erstaunlicherweise war das Unkraut ausgerechnet dort am stärksten nachgewachsen, wo er dessen Wurzeln höchst präzise mit dem Gasbrenner verkohlt hatte. Doch Herr Kern wirkte optimistisch, sein Glaube an den endgültigen Sieg über das Unkraut war nicht zu erschüttern.

»In Schweden – tollen Urlaub gehabt«, erzählte er zwischendurch. »Schweden ist ein Paradies! Die Luft, die Bäume, die absolute Ruhe!«, rollte er die Augen.

Familie Kern hatte die gleiche Holzhütte wie jedes Jahr gemietet, vier Kilometer vom nächsten Dorf entfernt, im ruhigen Teil Schwedens, wie Herr Kern betonte. Ich überlegte, wie wohl der unruhige Teil Schwedens aussehen mochte, konnte mir jedoch nichts Konkretes darunter vorstellen.

»Du hast recht«, gab Herr Kern zu. »Im Sommer ist in Schweden tote Hose, aber wir wollten trotzdem auf Nummer sicher gehen: keine Menschen, keine Autos, keine Flugzeuge am Himmel. Absolute Ruhe. Und den Kindern hat es auch gefallen.«

Die niedlichen kleinen Maispflanzen auf seinem Grundstück standen inzwischen eins achtzig hoch, seine Äpfel waren groß wie Kinderköpfe – die chinesische Biogartenlehre schien zu funktionieren.

Auch Familie Krause war in ihren Straßenbahngarten zurückgekehrt. Man hörte die Hunde von Weitem bellen und die Kinder schreien. Herr Krause inspizierte nachdenklich den Unkrautdschungel auf seinem Grundstück, während Frau Krause in bunte tibetische Seidentücher gewickelt im Liegestuhl saß. Sie rauchte, trank Kaffee, las, schrieb und strickte gleichzeitig.

»Wir wären beinahe für immer im Nordkaukasus geblieben«, erzählte ich. »Und wie war es bei euch in Palermo?«

»Wir waren nicht in Italien«, erklärte Frau Krause. Sie hatten sich im letzten Moment doch für Polen entschieden. Vier Wochen lang hatten sie in ihrem alten VW-Bus Polen durchquert, mit Hunden, Vögeln, Kindern und drei Koffern voller Belletristik, die Herr Krause immer in den Urlaub mitnahm.

»Mein Mann lebt in der Vergangenheit und in der Literatur«, beschwerte sich Frau Krause. »Er will ständig das gerade Gelesene nachahmen. Mich hat er damals nur geheiratet, weil er ein Buch über eine leidenschaftliche Ost-West-Beziehung gelesen hatte.« In diesem Buch wurde eine schwangere Frau an der Mauer erschossen, als sie zu ihrem Freund in den Westen fliehen wollte. Als er das gelesen hatte, fuhr Herr Krause in den Osten und lernte die zukünftige Frau Krause kennen. Sie wurde jedoch nicht erschossen.

In Polen wollte Herr Krause auf Spurensuche gehen, weil er gerade ein Buch von Günter Grass (von dem richtigen Schriftsteller, nicht von Nadelbaum-Günther) über Vertriebene gelesen hatte und ein Teil seiner Familie ebenfalls vertrieben worden war. Frau Krause schwärmte von Polen in den höchsten Tönen: Die polnischen Hotelbesitzer seien viel flexibler als die Deutschen, meinte sie. Die heulenden Hunde und kreischenden Kinder hätten ihnen überhaupt nichts ausgemacht. Nur die Deutschen täten immer so, als könnten sie nur bei absoluter Ruhe schlafen. Sie würden einfach nicht einsehen wollen, dass jedes Leben Krach macht und nur der Tod leise ist, schimpfte sie – und erinnerte an einen preußischen König, der nach dem Exerzieren seiner Regimenter enttäuscht gemeint hatte: »Sehr schön, aber sie atmen!« Ich kannte diesen Satz aus Russland, dort wird er dem Großfürsten Michael zugeschrieben.

Wie ein Blitz war die Familie Krause durch Polen gefahren. Sie war an der deutschen Grenze hinein- und an der russischen wieder herausgekommen – aus dem polnischen Wald. Dort hielten sie an dem gestreiften Grenzhäuschen, begrüßten die russischen Soldaten davor und fuhren weiter Richtung Ostsee. Da mieteten sie für ihr ganzes Geld ein Zwölf-Tonnen-Boot, weil Herr Krause gerade das Buch

*Schiffbruch mit Tiger* gelesen hatte, und irrten damit eine Woche lang über die kleinen Seen. Mit all den Hunden, Vögeln und Kindern und den ganzen Vorräten ähnelte ihr Boot einer modernen Arche Noah, auf der immer etwas los war. Die einheimischen Fischer machten einen großen Bogen um ihr Schiff, wenn es in öffentlichen Gewässern auf sie zusteuerte.

»Was können wir noch auf die Schnelle pflanzen? Vielleicht Knoblauch oder Zwiebeln?«, fragte mich Frau Krause.

Ich fragte sie dagegen, ob sie jemanden kenne, der ein paar Tonnen Äpfel haben wolle.

Ich könnte die Ernte vielleicht beim Kinderbauernhof abgeben oder bei den Vietnamesen im Obst- und Gemüseladen? In der Schulkantine? Beim Verein der Anonymen Alkoholiker? – Frau Krause war in unserem Bezirk eine bekannte Persönlichkeit, sie kannte alle, und alle kannten sie.

Wir saßen in ihrem Garten und beobachteten, wie der Sommer langsam unterging. Der Wechsel der Jahreszeit war nicht mehr zu ignorieren. Die letzten Blumen in unseren Gärten verloren ihre letzten Blütenblätter, das Obst fiel von den Bäumen, das Mandelbäumchen verwelkte. Dieses unaufhaltsame Absterben der Natur in aller Öffentlichkeit stimmte mich melancholisch. Früher, als Nichtgärtner, hatte ich den Wechsel der Jahreszeiten anders wahrgenommen. Früher war der Sommer zu Ende, wenn die Eisdiele bei uns im Erdgeschoss dichtmachte.

Die Eisdiele unten in unserem Haus war stadtbekannt, wahrscheinlich weil sie dem Zeitgeist so sehr entspricht: Junge Leute machten etwas – nämlich Eis –, statt dem Staat auf der Tasche zu liegen. Beinahe jede Woche kreierten sie da unten neue, noch ausgefallene Eissorten, um das eisinteressierte Publikum zu verunsichern, aber auch zu fesseln: Wodka-Zitrone-Vanille oder Chili-Minze-Nougat war hier längst eingeführt. Die regionale Presse hatte mehrmals lobend über diese Eisdiele berichtet, und immer mehr Eis essendes Volk sammelte sich unter unserem Fenster. An sonnigen Tagen konnte man keinen freien Platz mehr finden. Die zwei Bänke und vier Stühle, die draußen vor der Eisdiele standen, waren rund um die Uhr besetzt. Von meinem Balkon aus hatte ich den ganzen Sommer lang die Möglichkeit, umfassendes Material über die Gewohnheiten und Vorlieben der einheimischen Eiscreme-Esser zu sammeln, um vielleicht später einmal eine Doktorarbeit über das Thema zu schreiben.

Es gibt in Deutschland drei Arten, Eis zu essen. Am stärksten

verbreitet sind die Eislecker – Menschen, die ihr Eis mit großer Sorgfalt konsequent von allen Seiten ablecken. Dabei strecken sie ihre Zunge so weit wie möglich heraus und lächeln ihre Nachbarn an, als wollten sie sie alle zu einer Leckorgie einladen. Die zweitgrößte Gruppe bilden die Eisbeißer – diejenigen, die ihr Eis erst einmal lange anschauen, bevor sie zuschlagen. In der Regel beißen sie gleich als Erstes ein großes Stück ab, dann sitzen sie manchmal sehr lange mit vollem Mund da und schauen ernst, als wollten sie sagen: Dich beiße ich vielleicht auch noch. Die dritte und kleinste Gruppe von Eisessern sind die Fingeresser: Menschen, die ihre Finger oder sogar Nase zu Hilfe nehmen, um mit dem Eis fertig zu werden. Das machen vor allem Grundschulkinder, Rentner und Aktionskünstler. Der Gerechtigkeit halber muss hier aber noch eine vierte Gruppe erwähnt werden, zu der auch ich gehöre: Das sind all die Menschen, die gar kein Eis essen, aber gern auf dem Balkon sitzen und beobachten, wie andere Leute Eis essen.

Unsere Eisdiele ist wie kein anderes Geschäft vom Wetter abhängig. Kaum fängt es an zu regnen, geht das Interesse zurück. Als Erstes verschwinden die Lecker, dann die Beißer, dann die Fingermenschen. Die Bänke draußen werden schließlich gar nicht mehr ausgeklappt, und jeden Tag steht ein Stuhl weniger auf der Straße. Bis eines Tages das Eisdielenfenster geschlossen bleibt, die Reklame abgeklebt und der letzte Stuhl hineingetragen ist. Die Passanten ziehen dann, fast ohne hinzusehen, an der Eisdiele vorbei, und jeder im Haus weiß, es ist aus mit dem Sommer.

Am letzten Samstag im August feierte die Schrebergartenkolonie »Glückliche Hütten« ihr 110-jähriges Jubiläum. Auf der Ankündigung empfahl der Vorstand allen Gartenfreunden, ihre Parzellen sauber zu machen und ordentlich zu schmücken. Mein Nachbar Günther Grass, dessen Superkürbis inzwischen fast so groß wie seine Laube war, schmückte seinen Garten mit roten Luftballons und einer DDR-Fahne. Ich ging sofort ebenfalls Luftballons kaufen. Hundertzehn Jahre – das war ein rundes Jubiläum. Anscheinend gehörte unsere Kolonie zu den ersten in Deutschland, zu den Vorläufern der heutigen Gartenbewegung. Nicht umsonst hatte Herr Krause neulich in seinem Garten einen Pfennig aus der Vorkriegszeit und einen sowjetischen Rubel gefunden, als er nach der Lektüre einer neuen Schliemann-Biographie eine kleine Ausgrabung im Garten vorgenommen hatte.

Ich stellte mir vor, wie sie damals ihre Parzellen geschmückt hatten, welche Fahnen hier schon mal geweht hatten – unter Kaiser, Hitler, Honecker – und was in diesen Gärten möglicherweise noch alles

vergraben war. Auch ein Garten kann eine interessante Biographie haben – und dunkle, unaufgeklärte Flecken in seiner Vergangenheit. So wie in jedem Haushalt der Inhalt des Kellers mehr über die Familie erzählt als der aktuelle Möbelbestand. In solche Gedanken vertieft, blies ich ein Dutzend Luftballons mit Brandenburger-Torheiten-Motiven auf und befestigte sie vorsichtig am Stacheldraht vor unserer Parzelle. Zwei platzten sofort, die anderen blieben hängen.

Das Jubiläumsprogramm wurde nach altgriechischem Rezept zusammengestellt – Brot und Show. Geplant hatte man: das Wecken der Parzellen mit Pauken und Trompeten, Kaffee und Kuchen, Kindertheater, Sportwettkämpfe, Dartspiel-Wettbewerbe, den Auftritt eines Zauberers, Eisbeine aus der Gulaschkanone, einen Tanzball mit DJ Gartenzwerg. Mich interessierte vor allem das Theaterstück *Die wilde Prinzessin*, das Frau Krause persönlich schreiben, inszenieren und aufführen wollte. Ich kannte meine Nachbarin bereits als aktive Gärtnerin, politisch engagierte Bürgerin, liebende Mutter und eifersüchtige Ehefrau, als Tierschützerin, Veterinärin und Vorsitzende des Elternrates. Ich wusste, dass es in unserem Bezirk keine Bürgerinitiative und keinen Verein gab, in dem sie nicht aktives Mitglied war. Ich wusste auch, dass sie Harfen- und Strickunterricht nahm; auf einer Theaterbühne hatte ich sie jedoch noch nie gesehen. Da ich früher selbst engagierter Kindertheaterspieler gewesen war, wusste ich, welch enorme Verantwortung dieser Beruf mit sich brachte. Meine letzte Rolle in einem Kindertheaterstück endete, nebenbei bemerkt, mit einem Brand und einer Anzeige wegen vorsätzlicher Ruhestörung. Damals, vor fünfzehn Jahren, hatten wir, eine kleine, aber begabte Off-Theater-Gruppe, im Rahmen des Festivals »Theater nach der Diktatur« ein Tanztheaterstück – *Das Herz des Drachen* – mit großem pyrotechnischen Aufwand uraufgeführt. Und zwar mit freundlicher Unterstützung der damaligen Kulturbeauftragten des Bezirks, die sogar selbst an dem Abend bis auf die Unterwäsche mit abbrannte, weil der Pyrotechniker verschlafen hatte und niemand von uns so genau wusste, wo er seine Feuerwerkskörper und kleinen Bömbchen platziert hatte. Ich spielte damals den Drachen mit Herz. Es ging um eine unglückliche Liebesbeziehung, und die Rolle war zum Teil autobiographisch angelegt, allerdings ohne Text. Ich spuckte Feuer und wurde am Ende von den Soldaten der königlichen Garde hingerichtet. Noch heute habe ich Phantomschmerzen im ganzen Körper, wenn ich an meinen damaligen Theatereinsatz denke. Das Theaterstück von Frau Krause sollte jedoch kein pyrotechnisches Tanztheater werden. Ich stellte es mir eher als philosophisches Drama mit Gesangselementen vor.

Das Stück sollte um fünfzehn Uhr Berliner Zeit zur Freude aller Kinder auf der großen Wiese vor dem Vereinsheim aufgeführt werden. Am Jubiläumsvormittag nieselte es, wie beinahe täglich in diesen Augusttagen. Die Parzellen wirkten übersauber und feierlich, alle Gartenfreunde saßen bereits auf der Wiese. Man konnte schon von Weitem Musik, Kindergeschrei und die kräftige Stimme von Frau Krause hören. Wir kamen ein wenig zu spät, die Eisbeine waren schon alle aufgegessen. Im Zentrum der Wiese, auf den besten Plätzen, saßen die Ältesten der Gemeinde an einem runden Plastiktisch unter einem großen *Pall-Mall*-Schirm. Vor sich auf dem Tisch hatten sie eine Burg aus leeren *Kümmerling*-Fläschchen aufgebaut, die unglaublich hoch war. Gemessen an ihrer Höhe konnte man meinen, die Kolonisten hätten seit Gründung der Kleingartenkolonie an diesem Architekturwunder gearbeitet, mit der Aussicht, früher oder später ganz in diese *Kümmerling*-Burg einzuziehen. Die jüngeren Gärtner sorgten für Nachschub, der gleich kistenweise auf den Tisch kam. Trotz des *Kümmerling*-Rausches oder vielleicht gerade deswegen starrten die Trinker wie gebannt auf die Bühne, wo Frau Krause, verkleidet als Pipi Langstrumpf, herumlief. Weil das Mikrophon kaputt, die Kinder zu laut und Frau Krause zu aufgeregt war, konnte ich den Text des Märchens nicht verstehen. Die Schauspielerin wirkte nervös und von ihrem Publikum im Stich gelassen, obwohl die *Kümmerling*-Trinker ihr durchaus wohlwollend zuschauten und bestimmt auch mit beiden Händen geklatscht hätten, wenn sie dazu noch fähig gewesen wären. Bei den Kindern stieß das Stück dagegen auf Desinteresse. Sogar Frau Krauses eigene Tochter weigerte sich zuzuschauen.

»Ich kann es nicht mehr sehen«, quengelte sie. »Mama spielt das Stück schon ewig und zu jedem Anlass: im Kindergarten, in der Schule, bei meinem Geburtstag, praktisch überall. Ich will, dass sie endlich ein neues Stück schreibt«, meinte die Tochter, während ihre Mutter durch die Wiese lief und »Wo ist mein Hubschrauber?« schrie. Das Stück neigte sich dem Ende zu, Frau Krause stolperte über das Mikrophonkabel und verschwand von der Bühne.

Währenddessen führten wir mit Herrn Krause ein anregendes Gespräch über Bücher. Genau wie ich war er abergläubisch, was Literatur betraf. Auch er wusste, dass es Bücher gab, die Unglück brachten. In seinem Fall war der Roman *Das Parfüm* ein solcher Unglücksbringer. Jeder, dem dieses Buch nicht gefiel, hatte zu leiden, aber nur, wenn man seinen Unmut darüber öffentlich äußerte. Entweder hatte man einen Autounfall, oder man bekam eine schlimme Allergie, oder es wurde einem gekündigt.

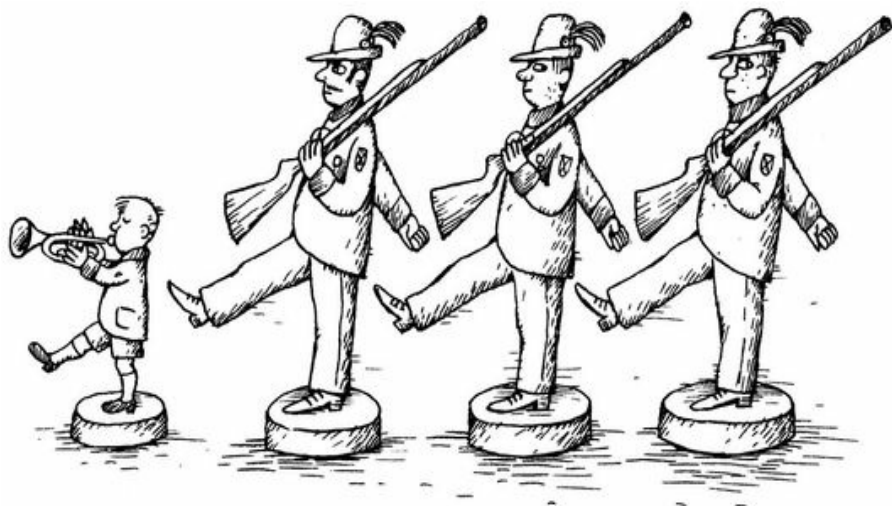
»Mir hat diese Geschichte über den durchgeknallten Riecher überhaupt nicht gefallen, aber ich würde das niemals öffentlich zugeben«, flüsterte mir Herr Krause ins Ohr.

Seine Frau kam an den Tisch, sie war mit dem Theaterspielen fertig – fix und fertig. In dem ganzen Durcheinander hatte ich so gut wie nichts von ihrem Stück mitbekommen. Nur über Gespräche mit anderen Kolonisten, ihren Kindern und einigen Mitgliedern des Vorstands gelang es uns, die Handlung zu rekonstruieren.

Das Mono-Kindertheaterstück *Wilde Prinzessin* von Frau Krause:

*Es war einmal eine Prinzessin, die lebte zusammen mit vielen kranken Tieren (sie hatte einen leichten Knall). Sie stand bei Sonnenaufgang auf und ging durch die Schrebergärten spazieren. Jedes Mal, wenn sie ein krankes Tier traf, ob Elefant oder Maus, nahm sie es in ihre Parzelle mit. Auch Vögel, die nicht mehr fliegen konnten, und zerfledderte Menschen fanden bei ihr Unterschlupf und bekamen etwas zu essen. Alle Erniedrigten dieser Welt wussten darüber Bescheid und legten sich extra auf die große Wiese vor dem Vereinsheim der Schrebergartenkolonie, damit die Prinzessin über sie stolperte. Eines Tages ging die Sonne nicht auf, die wilde Prinzessin verschlief, und alle kranken Tiere und maroden Menschen starben. Damit das nicht noch einmal passierte, besorgte sich die Prinzessin einen Hubschrauber und flog jeden Morgen steil nach oben, um die Sonne zu wecken. Das ging eine Zeit lang gut, bis ein böser Hase ihren Hubschrauber aus Langeweile klaute. Es war gerade ihr Geburtstag, deswegen regte sich die wilde Prinzessin besonders heftig darüber auf. »Wo ist mein Hubschrauber?«, rief sie immer wieder, lief hilflos umher, stolperte über das Mikrofonkabel und fiel hin. Aber niemand merkte etwas. Die kranken Tiere und lädierten Menschen feierten weiter.*

Die Musik von Klaus Otto Maria Magnus Westerhagen tönte aus den Lautsprechern, Kinder spielten Fußball mit Luftballons, ein kleines schwangeres Hündchen zog einen Eisbeinknochen über die Wiese, die Toilettenfrau verkaufte nebenberuflich Kaffee und Marmorkuchen. Es gab wie im richtigen Leben kein Happy End, es ging einfach immer weiter. Gegen Abend wurde der Regen stärker, und langsam leerte sich das Festgelände. Nur die Gefangenen der *Kümmerling-Burg* blieben auf ihren Plastikstühlen unter dem großen *Pall-Mall*-Schirm sitzen – bis zum nächsten Jubiläum.



## 14 - Deutschland aus Porzellan

Will jemand vielleicht einen Apfel? Nein? Ich auch nicht. Ich habe in den letzten Wochen zu viele davon gegessen. Anderswo feierten die Menschen längst Oktoberfest oder bereiteten sich auf den Karneval vor. »Nur noch hundert Tage bis Weihnachten«, warnte die Leuchtreklame in der Marzipanecke unserer Kaufhalle. Kaschmirpullover und winterfeste Bergsteigerjacken beherrschten bereits die Theken in den Kleidergeschäften, unser Alltag wurde dagegen noch immer von den Apfelbergen in der Wohnung beherrscht. Wir schafften es kaum, die Früchte zu verarbeiten oder zu verschenken, und das Ende der Ernte war noch immer nicht in Sicht. Alle zwei Tage schleppte ich einen neuen Apfelsack aus dem Garten nach Hause. Auf der Familienversammlung, die wegen der Apfelkrise einberufen wurde, beschlossen wir fast einstimmig, nicht aufzugeben und keinen Apfel am Baum zu lassen. Drei waren dafür, einer enthielt sich. Wie Tarzan kletterte ich die Apfelbäume hoch und schwer beladen wieder herunter. Dabei gewann ich stets neue Erkenntnisse über das weite Feld der Gartenarbeit. So bemerkte ich zum Beispiel, dass die größten Äpfel sich immer an der Spitze der Bäume befinden. Sie saßen fester auf den Zweigen als ihre Nachbarn unter ihnen, und sie gaben ungern nach, wenn man an ihnen zog. Dafür waren sie reifer und saftiger. Je höher eine Frucht hing, desto besser schmeckte sie – diese Erkenntnis kostete mich beinahe das Leben, weil unsere



Apfelbäume hoch waren und die Leiter alt und wackelig.

Eigentlich wollte ich nichts mehr über Äpfel schreiben, sondern von meiner Schulklasse erzählen, die sich mitten in der Apfelernte nach einem Vierteljahrhundert des gegenseitigen Verschweigens und Verdrängens plötzlich und beinahe vollständig wieder zusammenfand. Lange hatten wir uns nur im Internet unterhalten, doch die Stimmen, die auf ein Klassentreffen offline bestanden, waren immer lauter geworden. Es musste nur noch der Ort der Begegnung geklärt werden. Russland, Amerika, Israel, Deutschland, Griechenland und Kanada standen zur Wahl. Moskau blieb aber Favorit, weil die meisten meiner ehemaligen Mitschüler noch immer dort lebten. Meine Schulklasse hatte alle russischen Abenteuer der letzten Jahrzehnte mitgemacht. Die Hälfte hatte sich Anfang der Neunziger ins Ausland abgesetzt, die andere Hälfte war in Russland geblieben. Dann kehrte die Hälfte der Auslandshälfte zurück in die Heimat und eiferte mithilfe ihrer neu gewonnenen Erfahrungen den kapitalistischen Errungenschaften des Westens zu Hause nach. Sie gründeten kleine Firmen – Modeboutiquen, Solarien, Kosmetikzentren, Computer-Reparaturwerkstätten –, wurden bodenständig und erfolgreich. Mein ehemaliger Schulbanknachbar zum Beispiel, der vor fünfundzwanzig Jahren Fotos von »Kiss« gesammelt und sich gelegentlich auf dem Mädchenklo in einer Kabine eingesperrt hatte, war inzwischen Opa und hatte einen Möbelsalon. Ein Trivialschicksal.

Nur sehr wenige aus meiner Klasse hatten sich tatsächlich im Ausland eingenistet – schlechte Schüler, Hinterbänkler wie ich. Einer war in San Francisco als Aushilfshausmeister in einem Hippie-Altersheim tätig, ein anderer machte in L.A. Soundchecks bei großen Festivals. Beide waren Ich-AGs mit ungeklärtem Familienstand, und niemand hatte es im Ausland zu einem anständigen Möbelgeschäft gebracht. In der Heimat dagegen hatten fast alle Schulkameraden mit vierzig schon Salons und Enkelkinder. Das ist meiner Meinung nach etwas frühreif – Großvater mit vierzig zu sein. In Deutschland geht dieses Alter gerade noch als das Ende der Pubertät durch. Hier lässt man sich Zeit mit dem Heiraten. Eine solche Entscheidung wiegt schwer, sie muss aus Sicherheitsgründen erst einmal ein paar Jahre lang diskutiert, mit dem Hausanwalt und dem Hausarzt besprochen und mit den zuständigen Behörden geklärt werden, sie muss letztendlich die Prüfung der Zeit überstehen, und wenn ein Paar es dreißig Jahre lang miteinander ausgehalten hat, erst dann ist es hier nicht ausgeschlossen, dass sie einander das Jawort geben und einen Ehevertrag unterzeichnen. Die Russen dagegen heiraten auf der Stelle, wenn sie verliebt sind, sie verlieren gern den Kopf. Kaum haben sie

sich vom Liebesrausch erholt, schon sind sie Opa.

Vier Schüler aus meiner Klasse sind tot. Zwei hatten sich vor zehn Jahren angeblich zu Tode gesoffen, einer war als Freiwilliger im zweiten Tschetschenienkrieg umgekommen, und einem war ein Stein von einem vorbeifahrenden Zug direkt an den Kopf geflogen.

Während die Toten eher in Frieden gelassen werden wollten, planten die Überlebenden eine große Party. Dieses Klassentreffen stellte ich mir spannend vor, als eine Art Angeberzusammenkunft mit Fotoaustausch. Wir würden in einem Moskauer Restaurant einen <»Klassentreffensaal« mieten und unsere Fotos herumreichen. »Meine Bücher, meine Frau, meine Kinder«, hörte ich mich bereits sagen. Mein Schulbanknachbar wird seinen Stapel Fotos auf den Tisch knallen und siegreich lächeln: »Meine Frau, meine Kinder aus erster Ehe, meine Enkelkinder, mein Möbelsalon, meine Sekretärin und meine Filiale in Donezk.«

Es gab nichts, womit der ausländische Gast diesen Lebensreichtum übertrumpfen konnte. Fast nichts.

Ich zücke meine letzte Trumpfkarte. »Na gut. Aber wir haben einen Schrebergarten in Berlin, wir ernten zwei Tonnen Äpfel pro Jahr.«

Erstaunte Blicke, tosender Applaus.

Einmal hatte ich sogar einen durch die Apfelernte bedingten Albtraum: Meine gesamte Klasse besuchte mich im Garten. Ich stand gerade auf Zehenspitzen ganz oben auf einer Leiter und versuchte, einen unglaublich großen und roten Apfel zu pflücken. Mir war schwindelig. »Schau bloß nicht nach unten, bloß nicht nach unten gucken«, sagte ich noch zu mir – und schaute nach unten. Meine gesamte Schulklasse stand vor dem Zaun, angeführt von unserer Klassenlehrerin Frau Krut, die einen Holzkorb in der Hand hielt, und den beiden toten Trinkern. Ich sagte »Hallo« und fiel vom Baum.

In der Realität bekam ich ebenfalls Besuch, mein Schulkamerad Andrej, der Aushilfschauspieler im Hippie-Altersheim in San Francisco ist, war nach Berlin gekommen und wohnte zwei Tage bei mir. Vor dreizehn Jahren war er aus Neugier mit einem Touristenvisum nach Amerika eingereist und hatte sich in San Francisco niedergelassen. Amerika wurde für ihn zu einem schönen Knast. Ohne richtige Aufenthaltserlaubnis konnte er dort leben, arbeiten, Auto fahren und Steuern zahlen, aber er durfte Amerika nicht verlassen. Nach dreizehn Jahren bekam er endlich die Staatsangehörigkeit und durfte nun fast überall hin und ohne Visum verreisen wie ein normaler Amerikaner. Andrej genoss diese neue

Reisefreiheit und nahm sich extra zwei Monate Urlaub, um sie voll auszukosten. Ich hatte keine Zeit, ihn durch Berlin zu führen, dafür organisierte ich einen Spaziergang durch die Schrebergartenkolonie – mit einem anschließenden Dartspiel im Vereinsheim.

Andrej erzählte wenig von seinem Leben, immer wieder beschwerte er sich über die emanzipierten amerikanischen Frauen, die er wegen ihrer selbstsicheren Art nicht mochte. Aber alle seine Versuche, stattdessen eine Landsfrau via Internet kennenzulernen, endeten im Desaster. Als Aushilfshausmeister hatte Andrej wenig Aussicht auf eine lukrative Karriere. San Francisco war eine politisch korrekte Stadt. »Eine richtige Hausmeisterstelle kannst du nur als schwuler Chinese mit nachweisbarer Diskriminierung daheim ergattern«, erklärte er mir. Als Aushilfshausmeister verdiente er jedoch auch nicht schlecht: fünfundzwanzig Dollar die Stunde. Das Geld ging fast vollständig für seine Internetbekanntschaften drauf, die alle aussahen wie Julia Roberts.

Andrej wurde angeblich ständig von diesen Internet-Bräuten geprellt. Einmal lernte er eine schöne junge Julia Roberts aus der Ukraine im Netz kennen. Sie erzählte, ihr Bruder, ein Bergarbeiter, sei gerade verschüttet worden, der ukrainische Staat lasse seine Menschen schnöde im Stich, deswegen bräuchte sie dringend fünfhundert Dollar, um den Bruder sozusagen eigenhändig auszugraben. Andrej schickte ihr das Geld per Express. Auf diese Weise hat er schon unzählige Leben gerettet – Kinder, Väter und Brüder von vielen Julia Roberts, die wahrscheinlich gar keine Frauen waren, schon gar keine Landsfrauen, sondern bloß Internetprogramme, extra gemacht, um solche Deppen wie Andrej um ihren Aushilfshausmeisterlohn zu prellen. Aber er lässt sich anscheinend gerne von Julia Roberts täuschen.

Im Schrebergarten ertete Andrej interessierte Blicke der Nachbarn, vor allem wegen seines T-Shirts. Darauf waren Indianer mit Pfeil und Bogen in ihrer Nationaltracht gedruckt. Darunter stand: *Homeland Security. Fighting Terrorism since 1814.* »Wir sind gegen Bush und gegen den Irakkrieg«, erläuterte mir Andrej die sozusagen offizielle Position der Bürger von San Francisco. Er persönlich war mit der aggressiven Politik der Amerikaner auch nicht einverstanden, fand Bush aber menschlich in Ordnung. »Ein Politiker muss eine Macke haben, eine Schwäche für irgendwas«, meinte er. »Sonst werden sie in ihrem Ernst schnell unerträglich, wie in Deutschland.«

Hier wirken Politiker oftmals wie freundliche Roboter. Sie sagen immer das Richtige, immer mit der gleichen Betonung, sie haben keine

Affären, keine Leidenschaften, keine Hobbys, die sie menschlicher wirken lassen. Manchmal stolpern sie ungeschickt vor dem Auftritt über ein Fernsehkabel oder fallen von der Bühne, stehen aber sofort lächelnd wieder auf – nicht einmal ihrer Frisur ist etwas anzumerken. Ihre russischen Kollegen sind anders, sie zeigen sich gerne menschlich, temperamentvoll, sind sportlich, aber auch zerbrechlich. Wenn sie über ein Kabel stolpern, stehen sie in der Regel nie mehr auf. Ihre Hobbys sind landesweit bekannt. Der russische Präsident lässt sich beim Judokämpfen filmen, auch wenn er gerade gegen stärkere Gegner antritt, die ihn in aller Öffentlichkeit zu Boden schleudern. Etliche russische Minister schreiben Gedichte und lassen sie in Zeitungen abdrucken, andere interessieren sich fürs Boxen, oder sie spielen Schach. Der Moskauer Bürgermeister ist zum Beispiel Bienenzüchter, deswegen ist Moskau bis zur Kante voll mit Honig, und zweimal im Jahr gibt es zusätzliche Honigverkaufsmessen. Anstatt seine mit Schweiß und Fleiß verdienten Milliarden für teure Yachten, international bekannte Fußballspieler oder für Julia Roberts auszugeben, finanziert der Bürgermeister aus seiner eigenen Tasche Bienenzüchterkongresse. Er entwickelt neue ovale Bienenstöcke mit verbesserter Innenraumaufteilung und setzt sich vehement für der Erhalt der russischen Bienenkönigin ein, die er zärtlich »die Russin« nennt. Egal, zu welchem Anlass der Bürgermeister eine Rede zu halten hat, früher oder später kommt er immer auf Bienen zu sprechen.

»In der letzten Zeit werden die Russinnen stark vernachlässigt. Viele wollen sie nicht haben. Man beschwert sich, sie würden zu laut summen und zu langsam fliegen«, erklärte der Bürgermeister neulich einem Politmagazin in einem Interview zum Thema Nahostkonflikt. »Die Russinnen bringen angeblich weniger Honig und stechen häufiger. Deswegen entscheiden sich viele für die graue kaukasische. Die sei fleißig, schnell, robust und steche nicht. Wer so etwas sagt, hat nichts aus der Geschichte gelernt! Die Russin muss erhalten bleiben«, und so weiter. Über die Staaten bildenden Bienen kann der Bürgermeister stundenlang reden, ähnlich wie Fidel Castro früher über den Sozialismus. Und beide haben ja auch viel gemeinsam. Die Folge seiner Macke ist: Alle Moskauer kennen sich inzwischen im Imkerwesen aus, die Bienen werden als Menschenfreunde wahrgenommen und haben immer freien Flug über Moskau.

Nicht in jedem Land können sich Bienen eines solchen süßen Lebens erfreuen. Auf Island zum Beispiel sterben sie jedes Jahr aus. Der isländische Imkerverein gibt trotzdem nicht auf und importiert sie immer wieder aufs Neue. Die neuen Völker aus Norwegen bringen es gerade noch auf zehn Kilo Honig in der Saison, bevor sie den Löffel

abgeben. Die Bienen sind auf Island aber nicht nur kurzlebig, sondern auch sehr aggressiv. Wahrscheinlich weil sie sauer sind, dass man sie aus dem sonnigen Norwegen an einen solch trostlosen Ort verschleppt hat, wo sie keine Überlebenschance haben.

Dafür haben die Hummeln, die nur einen Sommerstaat bilden, diese Insel buchstäblich erobert. Letztes Jahr habe ich dort besonders viele Hummeln gesehen, auf jeder Blume saß mindestens ein Dutzend. Ich besuchte die Insel auf Einladung des *Edda*-Verlags, der mein erstes Buch auf Isländisch veröffentlicht hatte. Mit Frau, Freund und Verleger gingen wir durch Reykjavik spazieren. Die Einheimischen gaben sich große Mühe, um ihre von den Wikingern abgeholzte Insel in eine grüne Oase zurückzuverwandeln. Sie legten große Blumenbeete an und pflanzten jedes Jahr acht Millionen Bäume, wie mein isländischer Verleger Kristján Bjarki Jónasson behauptete.

Es wehte ein starker Nordwind, daher waren weder Schmetterlinge noch Libellen oder Bienen zu sehen. Auch die Menschen gingen an diesem Tag in Reykjavik nicht ohne Not auf die Straße. Nur der verrückt gewordene Schachweltmeister Bobby Fischer, der in Island politisches Asyl bekommen hat, saß mit Schachbrett und einem Radioweltempfänger vor dem größten Antiquariat der Insel, und Hummeln in rauen Mengen schwebten über seltene Blumen am Straßenrand. Bobby Fischer und die Hummeln, beide waren auf Island neu.

Der Schachweltmeister war aus einem japanischen Gefängnis nach Island gekommen. Er hatte gegen das von Amerika gegenüber Jugoslawien verhängte Handelsembargo verstoßen, indem er in Belgrad noch einmal gegen Boris Spasski Schach gespielt hatte. Dabei hatte er viel Geld gewonnen. Als die Amerikaner ihn vor ein Gericht stellen wollten, tauchte er erst in Jugoslawien unter und floh dann nach Japan, wo er eine Frau kennenlernte, die er heiratete. Als sein Visum abgelaufen war, kam er in den Knast. Ihm drohte die Auslieferung. Das uralte Schachland Island – angeblich sollen die Vorfahren der Isländer schon zu Zeiten der Edda-Sage Schach gespielt haben – rettete ihn, indem es Fischer politisches Asyl anbot. Seitdem lebt er in Reykjavik, wo ihn inzwischen jeder kennt und grüßt.

Wie die Hummeln nach Island kamen, ist dagegen noch nicht so klar: Wahrscheinlich mit den ersten Siedlern – es brauchte dazu ja nur eine befruchtete Hummelkönigin. Die Isländer waren ansonsten an Insekten nicht gewöhnt, meinte Kristján Bjarki Jónasson. Sie fühlten sich oft von Hummeln angegriffen, hatten vor ihnen Angst, zogen sich die Jacke über den Kopf und machten sich davon. Vor Kurzem hatte eine isländische Zeitung eine Fotostrecke veröffentlicht, die zeigte, wie

der isländische Ministerpräsident sich vor Hummeln in Sicherheit brachte. Diese Bilder wurden von der Bevölkerung politisch aufgenommen, denn die Hummeln standen für eine sozialverträgliche Gesellschaft – ohne Arm und Reich, erklärte uns der Verleger. Die skandinavischen Länder Dänemark, Finnland, Schweden, die Faröer Inseln und Island hatten nicht umsonst die Hummel als Hauptelement für ihr gemeinsames Wappen gewählt. Sie soll die Überlegenheit der nordischen Länder symbolisieren: allesamt erfolgreiche Volkswirtschaften mit hohen Steuern und einem dichten sozialen Netz.

Bezüglich der Hummel behaupten einige Biologen, sie dürfe wegen ihres Gewichts und ihrer Flügelgröße eigentlich gar nicht so gut fliegen können, wie sie es tue. Und einige US-Ökonomen behaupten, die skandinavischen Staaten dürften mit ihrer Sozialpolitik eigentlich gar nicht so erfolgreich sein, wie sie es seien. Das machte die Hummeln zu einem Vorbild in puncto Überlebensfähigkeit – nicht nur für Island. Auch in unserer Schrebergartenwelt waren sie autonom und sachkundig. Sie wussten, was jeweils anlag. Ich war doch selbst schon eine alte Hummel – das heißt fast ein Jahr im Schrebergarten. Ich kannte die meisten Gärtner, Wege und Ausgänge östlich des Vereinsheims. Ich wusste, wer auf unserer Seite die dicksten Kartoffeln hatte und sogar, warum. Es machte mir überhaupt nichts mehr aus, wenn mir die suizidgefährdeten Hunde-Invaliden von Frau Krause mit lautem Bellen unter die Räder sprangen. Trotzdem wunderte ich mich jedes Mal noch, wenn ich das hölzerne Aushängeschild unserer Schrebergartenkolonie sah: »Leinenzwang, Fahrradfahren verboten, Betreten auf eigene Gefahr«. Ein Gefühl beschlich mich, als würde man mitten in Berlin eine Staatsgrenze überqueren. Das andere Deutschland lag hinter diesem Schild, ein Deutschland, in dem statt des Grundgesetzes das Kleingartengesetz galt und die Würde jedes Gärtners von der Größe seiner Früchte abhing. Ein Deutschland, das auf keiner Karte eingezeichnet und nirgends auf der Welt diplomatisch vertreten war – ein Hobbitland mit unheimlichen Festen, auf denen sehr kleine Schnäpse mit sehr großen Bieren zusammen getrunken wurden. Man kannte sich hier nie ganz aus. In dem Moment, wo man zu sich sagte, ich bin eine alte Hummel, ich kenne Deutschland wie meine eigene Westentasche, wurde einem plötzlich ein ganz anderes, völlig unbekanntes Deutschland präsentiert. Es reichte manchmal schon, nur mal eben kurz um die Ecke zu biegen, ohne Vorwarnung zu wenden, von der gewohnten Route abzukommen oder auf längst Bekanntes etwas aufmerksamer zu schauen – und schon offenbarte sich einem eine völlig fremde Landschaft beziehungsweise Lebensart. Es gab mehrere

Deutschlands. Es gab ein Deutschland, in dem sich die Menschen regelmäßig mit Äpfeln überfraßen, bis sie Hautausschlag bekamen, und es gab zum Beispiel eins, in dem alte Menschen mit Holzgewehren von Haus zu Haus marschierten, mit Schrotflinten auf eine Plastikente schossen und Getränke meterweise bestellten.

»*Mein Leben als Schützenkönig* wäre bestimmt ein spannendes Buch. Das schreibe ich als Nächstes, wenn ich mit dem Schrebergartenroman fertig bin«, sagte ich zu meinem Nachbarn Herrn Krause, der so freundlich war, mir die Leiter zu halten. Kaum war mein amerikanischer Freund weg, ging nämlich die Ernte wieder weiter.

Wir kriegen das hin, beruhigte ich mich.

Das Eindringen der Äpfel in alle Lebensbereiche war deutlich zu spüren. Einen Rucksack voller Äpfel schleppte ich in die Russendisko, wo er innerhalb von Minuten geleert wurde. Natürlich nahm mir auch Günther Grass zwei Eimer ab, jetzt waren die Krauses an der Reihe.

Er fände ein Schützenkönigbuch keine so gute Idee, rief Herr Krause nach oben. Er mochte dieses Deutschland der Volksfeste nicht, hatte es noch nie leiden können. Als Junge war er gezwungen worden, bei Volksfesten in seinem niedersächsischen Dorf Trompete zu spielen. Die Männer tranken dabei Lüttje Lagen, ein Getränk, das wie eine Wasserfallkaskade funktioniert, indem ein Schnaps in ein Bier fließt und das Bier in den Mund. Man muss dazu sagen, dass Schnaps mit Bier grundsätzlich das Lieblingsmixgetränk des Deutschen ist, nur mixt man es in jedem Bundesland anders. Die einen nehmen dafür ein dunkles, die anderen ein helles Bier. Mal werden der Schnaps und das Bier gleichzeitig, mal nacheinander geschluckt, nur das Ergebnis ist immer gleich. In Berlin versenkt man meines Wissens den Schnaps im Bier.

Herr Krause hasste nicht nur das Trompetespielen, auch der Spaß des Schützenfestes blieb ihm verborgen. Er bewunderte aber die Durchsetzungskraft und die Widerstandsfähigkeit der alten Traditionen. Früher dachte er, wenn die Alten tot wären, würden sich die Jungen schämen, in diesen idiotischen Kostümen herumzulaufen, das Wochenende durchzusaußen und dämliche Volkslieder zu singen. Niemand würde diesen Quatsch mehr mitmachen wollen, man würde von dieser Pein nur noch aus Geschichtsbüchern erfahren, so hatte Herr Krause gedacht, damals ein pummeliger Knabe, der mit voller Kraft in die Trompete blies. Doch vor Kurzem besuchte er sein Heimatdorf und sah dabei viele junge Leute, die mit Schrotflinten auf einen Holzadler schossen und dabei großen Spaß zu haben schienen. Auch traf er seine ehemaligen Schulkameraden, Leute, die früher nach

Holland gefahren waren, um dort in entspannter Atmosphäre einen Joint zu rauchen, die für ihr Dorf nur Verachtung gefunden und die Tage gezählt hatten, bis sie weggehen konnten. Nun feierten sie begeistert den frisch gewählten Schützenkönig. Nur die Musik hatte sich geändert. Man hörte jetzt öfter die »Scorpions« auf Schützenfesten, meinte Herr Krause.

Die kulturelle Rückständigkeit lässt sich durch den Fortschritt nicht bekämpfen. Selbst wenn morgen fremde Planeten erobert und besiedelt werden müssten, hätte man spätestens in einem Jahr den ersten Schützenverein auf dem Mars und irgendwelche traditionsbewussten Bayern oder Niedersachsen, die mit Holzgewehren und Schnapsflaschen von Krater zu Krater marschieren. Spätestens nach der zweiten Pubertät würde man in Deutschland konservativ, patriotisch und traditionsbewusst, meinte mein Nachbar. Er selbst blieb allerdings den Überzeugungen seiner Jugend treu. Er wollte noch immer nicht Trompete spielen und ekelte sich vor folkloristischen Fernsehsendungen, in denen alte Männer und Knaben mit Blasinstrumenten auftraten. Überhaupt Sendungen, bei denen in den Werbepausen Menschen gezeigt wurden, die einen Fahrstuhl brauchten, um von der Küche ins Schlafzimmer zu gelangen, Menschen, die sich über ein Abfuhrmittel freuten, das einen sanften, aber pünktlichen Stuhlgang garantierte, Menschen, die gesundheitlich geschwächt aussahen und geistig instabil – kein Wunder nach so viel Bier und Trompete. Solche Musiksendungen erinnerten Herrn Krause an seine eigene Kindheit. Er nannte sie verächtlich »Altersheimmusik«.

»Wenn wir ins Altersheim kommen, wird dort nur noch Rock 'n' Roll gespielt, da wackeln die Wände«, versprach mir Herr Krause.

Ab 2030 wird in Altersheimen nur noch Rock 'n' Roll gespielt, Hard Rock und Heavy Metal, ab 2040 Breakdance, ab 2050 Techno, später Hip-hop. Der Fortschritt ist unaufhaltsam und unausweichlich, pünktlich, aber sanft. Ich kenne viele junge Leute in Berlin, die in Altersheimen als Pflegebrüder oder -schwester arbeiten. Dort werden immer Arbeitskräfte gebraucht, der Pflegedienst ist sowieso die Branche der Zukunft mit Wachstumsprognosen, die jeden Computerhersteller oder Maschinenbauer alt aussehen lassen. Die Pflegebrüder und -schwestern teilen mir gelegentlich mit, was für eine wichtige Rolle die Musik im Altersheim spielt. Ein Freund von mir, der mit Alzheimerpatienten zu tun hat, erzählte zum Beispiel, wie leidenschaftlich gern sie singen. »Es sind Leute unter ihnen, die ihre Nach- und Vornamen vergessen haben, sie haben vergessen, wie ihre Kinder aussehen, was sie ihr Leben lang gemacht haben und wie der Planet heißt, auf dem sie leben. Aber ›Die kleine Kneipe‹ von Peter



Alexander und ›Griechischer Wein‹ haben sie nicht vergessen. Als wären diese Zeilen ihnen direkt ins Herzen gebrannt, auf die Seele, an unzerstörbare Orte, die für keine Krankheit erreichbar sind. Sie singen ihre Lieblingslieder gern vor dem Frühstück, während des Frühstücks und nach dem Frühstück. Sie vergessen, dass sie sie gerade eben gesungen haben, und singen sie immer wieder, bis die Toleranz der nichtsingenden Nachbarn und des Personals erschöpft ist und die Sänger in ihre Zimmer gesperrt werden.«

Das Deutschland der Altersheime, der Schützenvereine, der Dauercamping-Areale und der Schrebergärten ist letztendlich nicht schwer zu erkunden. Fast jeder kommt früher oder später damit in Berührung. Ich habe einmal bei einem Japaner ein viel selteneres Deutschland gesehen – ein Deutschland aus Porzellan. Was zum Teufel knipsen die Japaner hier eigentlich?, fragte ich mich jedes Mal, wenn eine Reisegruppe mit Fotoapparaten an mir vorbeizog. Sie knipsten wirklich wie verrückt nach allen Seiten, selbst dort, wo gar nichts war, machten sie ein Foto. Der knipsende japanische Tourist ist zum Weltklischee geworden, jeder hat ihn schon einmal irgendwo gesehen, aber hat irgendwer auch nur ein Foto gesehen, das von ihm geschossen wurde? Jedenfalls niemand, den ich kenne. Deswegen dachte ich lange Zeit, die Japaner hätten gar keinen Film in ihren Kameras, beziehungsweise keine Digitalspeicherkassette. Sie knipsten einfach so – aus Höflichkeit, damit die Einheimischen nicht denken, sie würden sich von ihren Sehenswürdigkeiten und Denkmälern nicht angesprochen fühlen. Die ständige Knipserei sei eine Geste des Respekts dem fremden Land gegenüber – je peinlicher und unbedeutender die Denkmäler seien, umso mehr würden sie sie fotografieren.

Möglich wäre natürlich auch, dass die Japaner doch auf Digitalspeicherkassette, also quasi echt, fotografieren. Aber kaum überqueren sie die Grenze, löschen sie den ganzen Mist. Es könnte natürlich auch sein, dass sie die Fotos tatsächlich mit nach Japan nehmen, sie sortieren, katalogisieren, archivieren und überall in ihren kleinen Wohnungen aufbewahren. Im Schrank, auf dem Fensterbrett und unter dem Sofa. Am Wochenende holen sie die Fotos heraus und gehen in Fotoklubs, wo sie ihre eigenen Bilder mit denen der anderen vergleichen und manchmal auch Fotos untereinander tauschen: Paris gegen Berlin oder Moskau gegen New York. Oder sie ziehen zusammen und gründen Familien, um ihre Fotosammlungen zu verdoppeln. Wenn sie irgendwann keine Arbeit haben und das Leben hart wird, können sie noch immer ihre Fotosammlung auf den großen Fotoauktionen in Kobe und Yokohama anbieten. Und wenn sie

sterben, werden sie nach einem alten japanischen Brauch mit ihren Fotos bestattet beziehungsweise eingäschert, sodass ihre Erinnerungen mit ihnen gehen und sie sich auch im Himmelreich ihre Fotos ansehen können – den Kreml, den Reichstag, die Freiheitsstatue.

Doch das alles sind bloß haltlose Vermutungen. In Wirklichkeit knipsen die Japaner das, was die Einheimischen nicht sehen. Die Japaner sind schwermütig und sentimental, kleine zerbrechliche Dinge reizen sie sehr. Sie knipsen zum Beispiel sehr gerne Schnecken auf alten Mauern, Wassertropfen auf hundertjährigen Kastanienbäumen, kleine graue Spatzen auf einem Denkmal. Am liebsten knipsen die Japaner aber Porzellan. Dafür fahren sie nach Meißen, die Hauptstadt von Porzellanddeutschland. Diese Stadt mit einer Burg, einem Dom und einer Porzellanmanufaktur ist klein und zerbrechlich, genauso, wie die Japaner es mögen. Porzellantourismus ist Tagestourismus, die Japaner kommen am frühen Vormittag, knipsen alles durch und fahren am späten Nachmittag wieder weiter. Sie bleiben nie über Nacht in Meißen, sehr zum Ärger der dortigen Kneipen- und Hotelbesitzer. Sie hätten die Japaner noch gerne mit dem selbst gebrauten Bier abgefüllt und auf Sächsisch gefüttert. Aber die Japaner interessieren sich eben nur für Porzellan. Deswegen steht die Meißner Brauerei jedes Jahr kurz vor der Insolvenz, und jedes Jahr im Sommer heißt es dann für die Einheimischen: Die Brauerei muss gerettet werden. Die Abende werden länger, der Weg nach Hause anstrengender, denn man darf in Meißen nicht zu sehr torkeln, sonst geht alles kaputt.

Die Einheimischen haben sich inzwischen an den Porzellantourismus gewöhnt, nur einmal ließen die Japaner die Stadt völlig im Stich – als die Elbe ausuferte und etliche Straßen in den unteren Stadtteilen überflutet waren. Das Jahrhunderthochwasser, eine Naturkatastrophe höchsten Grades, sorgte für abenteuerliche Tage in Meißen. Zwei Wochen lang gab es keinen Strom, und die seit der Wiedervereinigung mit Sonderangeboten prall gefüllten Tiefkühltruhen fingen an aufzutauen. Die Stadtbewohner grillten ununterbrochen, es war wie bei einem nicht enden wollenden Volksfest, das aus Versehen auf zwei Wochen verlängert worden war. Die Porzellantouristen mögen aber keine Volksfeste, sie mieden die Stadt. Stattdessen kamen die Katastrophentouristen. Das sind Menschen wie du und ich, die es dorthin zieht, wo andere leiden. Sie bleiben immer stehen, wenn ein zerbeultes Auto auf der Straße liegt. Und wenn einer vom Fahrrad fällt, schauen sie sich die Blutspuren auf dem Asphalt an. Sie fliegen extra nach New York, um die zerstörten Twin Towers zu besichtigen, oder sie fliegen nach Thailand, um die Spuren des Tsunami zu rekonstruieren. Die Katastrophentouristen haben einen sechsten Sinn

für Katastrophen, sie können sie buchstäblich riechen, so wie Japaner das Porzellan. In Meißen herrschte aber zur Hochwasserzeit eher Partystimmung, und so blieben die Katastrophentouristen nicht lange an der Elbe. Enttäuscht zogen sie weiter, Richtung Süden, auf der Suche nach dem ganz großen Knall.

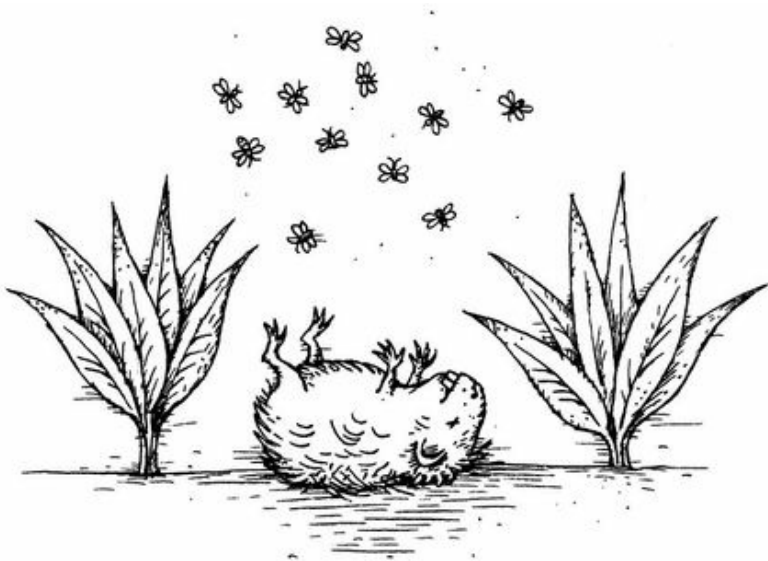
Wenig später ging die Elbe zurück, und die Japaner kamen wieder. Viele Meißner erinnern sich noch heute an das Hochwasser, als wäre es die spannendste Zeit ihres Lebens gewesen. Es wäre schön, ab und zu eine solche Unordnung und ein derartiges Durcheinander zu haben, aber das gibt's hier nur einmal in hundert Jahren, sagten die Porzellanstadtbewohner, die zu meiner Lesung in die Bibliothek kamen. Sie erzählten von Hochwasserabenteuern, ich über die nicht enden wollende Apfelernte.

In der letzten Zeit hatten diese Früchte weitgehend mein Leben bestimmt. Ich schrieb über Äpfel, ich las Apfelgeschichten vor, ich aß Äpfel, und ich sammelte sie ununterbrochen. Inzwischen brauchte ich gar keine Leiter mehr, mächtige Krallen waren mir an Händen und Füßen gewachsen, die es mir erlaubten, mich in jeder Höhe fast problemlos festzuhalten und, wenn nötig, sogar von Baum zu Baum zu springen.

In meiner Freizeit sammelte ich Material über andere Apfelbesessene. In Russland gehörte zu diesen zweifellos der so genannte Apfelakademiker Ivan Mitschurin, der sein Leben damit verbrachte, den perfekten Apfel zu züchten. Dreihundert Sorten hatte er kreiert, die ihm aber alle nicht schmeckten. Entweder waren sie zu süß oder zu klein oder zu schön, zu hässlich oder zu wenig haltbar. Mitschurin züchtete eine Mischung aus Apfel und Birne, außerdem den im Süden inzwischen beliebten Zwiebelapfel und den in den nördlichen Regionen verbreiteten Zedernapfel. Sein spektakulärstes Projekt, ein sternförmiger Megaapfel, wurde von Stalin persönlich gefördert und sollte auf der großen Militärparade im Mai 1953 vor das Mausoleum getragen werden. Kurz davor starb der sowjetische Führer, Mitschurins letztes Apfelprojekt wurde abgewickelt.

In Deutschland war Korbinian Aigner ein solcher Apfelfanatiker, in Bayern auch bekannt als »Apfelfarrer«. Er war Priester und Antifaschist und kam deswegen ins KZ nach Dachau. Dort gelang ihm die Zucht von vier neuen Apfelsorten, die er KZ-1, KZ-2, KZ-3 und KZ-4 nannte. KZ-3 war seine beste Sorte, sie erhielt 1985 zum hundertsten Geburtstag Aigners (er selbst war 1966 gestorben) den Namen »Korbiniansapfel«. Diese Sorte soll in süddeutschen Schrebergärten sehr verbreitet sein, habe ich gelesen.

Ich möchte mein Leben nicht als Apfelschriftsteller fristen, mein Enthusiasmus schwankt – erlahmt. Gut, ich pflücke vielleicht noch zwanzig bis fünfundzwanzig Kilo, den Rest buddle ich aber ein.



## 15 - Lulu ist tot

Wenn ich Papst wäre, würde ich die alte Kirche sofort auflösen und eine neue ins Leben rufen – eine basisdemokratische göttliche Kirche für gesundes und abwechslungsreiches Leben. Sportliche und lebensbejahende Bräuche wie Fasten im Kerzenlicht, gemeinsames Schlagersingen, Babytaufe auf lustige Doppelnamen, kollektive Suche nach der Wahrheit mit abschließendem Pilgern zum Arsch der Welt würde eine solche, von mir favorisierte Kirche selbstverständlich übernehmen. Lebensverachtende und gewalttätige Sitten wie Verbrennen, Köpfen, Auspeitschen, Steinigen, Kreuzigen sowie jede Art der theologischen Auseinandersetzung darüber, wessen Gott besser ist, würden dagegen nicht geduldet und mit sofortigem Rausschmiss bestraft. Die Schwerpunkte unserer Kirche wären die gerechte Aufteilung der Ernte, die Bekämpfung der globalen Erwärmung und eine gesunde Ernährung. Den Rest der Zeit sollten die Gläubigen über die Endlichkeit nachdenken. Der Gedanke, dass jedes Leben kurz und zerbrechlich ist, kann groß und stark machen.

Der Gedanke der Endlichkeit ist mein Lieblingsgedanke, allerdings denke ich nur im Spätherbst über ihn nach – angesichts der vielen Fruchtfliegen, die in dieser Jahreszeit alles dominieren und deren Zeit viel knapper als meine bemessen ist. Niemand aus diesem leise

summenden Volk wird mit uns Weihnachten verbringen. Noch bevor ich dieses Kapitel zu Ende geschrieben habe, werden sie wahrscheinlich alle tot sein, und niemand wird ihnen eine Träne nachweinen.

Die Fruchtfliegen gingen in den letzten Wochen mit ihrer hektischen Rumfliegerei vielen auf den Geist. Sie waren überall; in der Küche, auf dem Bildschirm, im Bad und auf der Toilette. Sie schwammen in jedem Glas Bier, Wein und Cuba Libre, das man bestellte. Man konnte weder Fruchtiges noch Alkoholisches zu sich nehmen, ohne dabei mindestens zwei Fruchtfliegen mit zu verschlucken. Sie waren penetrant und ekelhaft. Trotzdem sind meine Hände sauber geblieben, ich habe mich mit den Fruchtfliegen nicht angelegt, ich habe keine Einzige von ihnen umgebracht. Ich konnte gut nachvollziehen, warum sie so nervös waren. Ihre Lebenserwartung ist zum Durchdrehen kurz, in einer solchen Situation würde jeder ins Glas fallen. Und wer würde es schon wagen, unter solch tragischen Umständen einer Fruchtfliege die letzten Tage oder gar Stunden zu vermiesen? Nur ein Faschist, jemand ohne Gewissen. Ich rettete sie, wann und wo ich nur konnte. Ich fischte sie aus meinem Glas, warf sie in die Luft, aber die meisten waren bereits tot und fielen wie Zigarettenasche zu Boden. Nur die wenigsten überlebten. Sie flogen sofort weg – bloß keine Zeit verlieren. Denn auch eine Fruchtfliege hat viel vor, wenn sie auf die Welt kommt. Sie braucht erst einmal ein paar Stunden, um sich umzuschauen und um die eigene Pubertät zu überstehen. Dann fliegt sie herum, lässt sich wie ein Blatt in den Wind des Schicksals fallen und wird mal in das eine oder andere Glas Bier gedrückt. Na toll, jetzt kann ich eigentlich langsam mit der Lebensplanung beginnen, jetzt geht es los, denkt die Fruchtfliege und landet im Schaum.

Wenn es mein Bier ist, hat die Fliege vielleicht noch Glück gehabt. Wenn sie aber im Bier eines Faschisten absäuft, dann nutzt ihr ihre ganze Lebensplanung nichts mehr. Ich möchte an dieser Stelle mit einer Schweigeminute der vielen Fruchtfliegen gedenken, die nicht mehr unter uns sind. Noch gestern bebte die Erde von ihrem leisen Summen, nun sind sie von uns gegangen. Es ist Spätherbst. Tja. Wenn die Buddhisten recht haben mit der Wiedergeburt, dann wünsche ich niemandem, als Fruchtfliege wiedergeboren zu werden. Sie haben ein hektisches Leben und sehen scheiße aus. Viel besser ist es, als etwas Knackiges, ewig Junges und Liebenswertes wiedergeboren zu werden. Nur was kann das sein? Fischstäbchen vielleicht? In der Tat, viele Kinder und sogar manche Erwachsene mögen sie, dabei können sie locker hundert Jahre in einem Gefrierfach verbringen. Ich habe schon Fischstäbchen gesehen, die laut Etikett älter waren als der

Kühlschrank, in dem sie lagen. Trotzdem sahen sie noch knackig aus. Aber sie rochen nach Fisch, als man sie auftaute. Wer will schon sein Leben lang nach Fisch riechen, ohne einer zu sein? Eigentlich schmecken Fischstäbchen nach Pappe, und gut aussehen tun sie auch nicht. Die Kinder lieben sie trotzdem. Sie lieben sie nicht für irgendwelche besonderen Eigenschaften, sondern aus reinem Herzen – einfach so. Die echte Liebe ist immer unvernünftig, sie entsteht dem eigenen Vorteil zum Trotz. Deswegen spielt es in dieser Liebe überhaupt keine Rolle, wie Fischstäbchen wirklich schmecken. Sie werden mit reichlich Ketchup und Senf heruntergemetzelt.

In früheren Zeiten, als sich die drei Generationen noch regelmäßig sahen und beim Frühstück, Mittagessen und Abendbrot nebeneinander am Tisch saßen, konnten die Kinder ihre Liebe direkt an ihre Eltern adressieren. In einer Leistungsgesellschaft sind die Generationen nicht mehr aufeinander angewiesen, sie haben sich mithilfe von Pflege- und Rentenversicherung und zig anderen Versicherungen abgepolstert und driften immer weiter auseinander. So spielen auch die Eltern in der Realität ihrer Kinder kaum noch eine Rolle. Ihre ersten Begegnungen mit dem Leben und dem Tod finden jenseits der Familie statt. Die Fischstäbchen ersetzen die erste Liebeserfahrung. Die erste Begegnung mit dem Tod, für den früher der Großvater verantwortlich war, der im Krieg am Bein verletzte, halb taube, röchelnd hustende Großvater, der während des Essens immer den Ehrenplatz am Tisch bekam und irgendwann abkratzte. Dann lag er festlich gekleidet und ungewöhnlich ruhig mit kreidebleichem Gesicht auf ebendiesem Mittagstisch, zum Abschied freigegeben, und sorgte für erste gruselige Todeserfahrungen bei der heranwachsenden Generation. Seit aber die Großväter in Altersheime verfrachtet werden, sobald sie ein Anzeichen von Schwäche zeigen, hat in den meisten Haushalten das Meerschweinchen die Rolle des Großvaters übernommen.

Das Meerschweinchen ist zum einen äußerst zerbrechlich, zum anderen neugierig. Diese explosive Mischung sorgt dafür, dass die Meerschweinchen und der Tod Hand in Hand gehen. Wenn Großväter sterben, sind sie in der Regel alt und in der Welt herumgekommen. Meerschweinchen sterben dagegen oft jung und unerfahren – wie Rockmusiker. Nichts tun die Meerschweinchen lieber, als an Stromkabeln zu knabbern, es liegt ihnen sehr, sich an Orte zu begeben, von denen es keine Rückkehr gibt. Ich kannte Meerschweinchen, die in einer Mikrowelle eingeschlafen waren, und Meerschweinchen, die es geschafft hatten, ihre Nase in einen Aktenvernichter zu stecken. Ich erinnere mich außerdem an eine Meerschweinchenfamilie, die in ihrem

kleinen Strohhäuschen auf dem Balkon während des großen Festes von einer Silvesterrakete getroffen wurde. Bagdad war nichts dagegen.

In der Regel nimmt das Kind den Verlust des Meerschweinchens viel tragischer auf als den Verlust des Großvaters, weil Meerschweinchen niedlicher und in jeder Hinsicht bemitleidenswerter sind. Doch das gilt nur für das eigene Tier. Wenn die Kinder gleichaltrigen Freunden von ihrem schmerzhaften Verlust erzählen, dann lachen die sie bloß herzlos aus.

»Mama steht in der Küche und sagt nichts. Papa schaut aus dem Fenster und sagt nichts. Ich dachte, Lulu schläft, aber sie schlief nicht.«

Einen ganzen Tag lang berichtete die Tochter von Frau Beere vom Tod ihres Meerschweinchens und ging damit allen auf die Nerven.

»Wie alt war es denn? Hatte es eine Ohrenschmalzentzündung? Frag deine Mutter, sie kauft dir bestimmt ein neues!«, kicherten die anderen Schrebergartenkinder und brachten die Tochter von Frau Beere dadurch noch mehr zum Weinen.

Kinder sind anscheinend unfähig zum Mitleid. Ich dagegen hörte mir die Geschichte von Lulu in allen Einzelheiten an, mehrere Male hintereinander, ohne nur einmal zu kichern, und äußerte sogar halb aufrichtig mein Beileid. Lulu war drei Jahre alt geworden. Sie hatte sich beim Spielen an einer Playmobil-Figur verschluckt. Ich hatte Lulu nicht besonders gut gekannt und nur einmal im Garten von Frau Beere gesehen. Die Tochter von Frau Beere hatte ihr Meerschweinchen manchmal dorthin mitgenommen. Lulu sah damals komplett überfordert aus. Sie freute sich wahrscheinlich über die frische Luft, wusste aber überhaupt nicht, wohin mit der plötzlichen Freiheit. Im Kreislauf des Schrebergartenlebens sowie in der natürlichen Nahrungskette hatte ein Meerschweinchen keinen Auftrag und keinen Platz. Niemand brauchte es – nur das Kind. Lulu lief sinnlos fröhlich auf dem Grundstück im Kreis und kackte ununterbrochen vor lauter Begeisterung über ihr gelungenes Leben.

Die meisten Gärtner in unserer Kolonie halten nicht viel von Haustieren. Ich kenne hier ein paar Katzen, und manchmal bellt es auf der einen oder anderen Parzelle. Vor allem ältere Ehepaare schaffen sich gern einen Hund an, damit sie jemanden haben, der ihnen zuhört. Das ist verständlich. Nach einem halben Jahrhundert des Zusammenlebens haben ältere Ehepaare einander in der Regel nicht mehr viel zu sagen. Die klugen Gedanken über den Sinn und den Inhalt des Lebens sind mehrmals ausgetauscht worden, die alten Witze schon tausendmal erzählt und neue komischerweise nicht



entstanden. Die Kinder sind erwachsen und weggezogen. Oder sie sind geblieben, hören aber nicht zu. Deswegen reden sie gern mit ihrem Hund oder ihrem Fernseher. Auf Hund und Fernseher ist immer Verlass. Es ist in der Geschichte der Kommunikation noch nie vorgekommen, dass ein Hund oder ein Fernseher ihrem Gesprächspartner widersprochen haben.

Die Schrebergartenkatzen sind keine Schmusetiere. Sie sind den Gärtnern in ihren Rechten gleichgestellt und ähneln im Gang ihren Besitzern. Die Schrebergartenkatzen sind gepflegt, oft etwas mollig, und tragen gern Schmuck, zum Beispiel ein Halsband mit einer kleinen Glocke oder mit der Nummer ihrer Parzelle. Ihre Lieblingsbeschäftigung ist es, eine anstrengende Jagd zu simulieren, in dem sie eine Beute ausspähen, die sie eigentlich nicht brauchen. So wie die Gärtner harte Landwirtschaftsarbeit simulieren, als müssten sie sich von den Produkten ihres Gartens ernähren, so laufen ihre Katzen kleinen schwarzen Vögeln hinterher, die sie weder fangen noch fressen können. Sie scheitern bei ihrer Jagd. Wegen der Glocke und ihres Übergewichts gelingt es ihnen nicht, die Vögel zu überraschen.

Wir hatten lange Zeit keine Tiere auf unserem Grundstück, abgesehen von zwei Riesennacktschnecken, die im Kasten der Wasseruhr wohnten. Die Kinder taufte sie auf Uwe und Thomas, unseren Freunden zu Ehren, die uns geholfen hatten, den alten DDR-Zaun mit Stacheldraht in den Mischmüll-Container zu entsorgen und einen neuen, kinderfreundlichen aufzustellen. Die ganze Operation dauerte drei Tage. Löcher graben, Pfeiler einbetonieren, Netz aufspannen – es waren harte Tage. Allein hätte ich es nie geschafft. Die beiden Männer nahmen die Sache sehr ernst, aber niemand von uns hatte schon einmal einen Schrebergartenzaun aufgestellt, und jeder hatte eine andere Vorstellung, was zu tun wäre. Wir stritten über die Tiefe, Länge und Geradlinigkeit des Zauns. Unsere Arbeit fand außerdem unter erschwerten technischen Bedingungen statt, das heißt unter ständiger Beobachtung von Günther Grass, der uns zwar Schubkarre und Brechstange auslieh, sich dafür aber mit Kommentaren nicht zurückhielt.

Die größte Frage des Zaunbaus ist, wie viel Beton gegossen werden muss, damit die Pfeiler sicher stehen. Noch Tage nach unseren Bemühungen verschickte Uwe an Thomas SMS-Botschaften mit Provokationen wie »Deine Pfeile alle umgefallen, meine stehen noch.« Der Zaun ist uns letzten Endes gut gelungen, doch auf meinen Vorschlag, auch gleich das Dach der Laube zu erneuern, wo wir doch gerade so schön beisammen seien, reagierten meine Freunde mit Rückzug. Der eine erinnerte sich plötzlich an einen wichtigen Termin

zum Schachspielen, der andere musste dringend ins Stadion – Fußball gucken. Meine Freunde hatten keine Lust auf Gartenarbeit, sie drückten sich davor, woraufhin wir fortan unsere Nacktschnecken nach ihnen benannten. Die Kinder versuchten, sie in ihre Spiele einzubeziehen. Doch die Nacktschnecken waren wahrscheinlich hundert Jahre alt und wollten nicht spielen. Während Uwe noch gelegentlich seine Fühler ausstreckte, bewegte sich Thomas überhaupt nicht.

Im Oktober kam Mia. Zuerst sah ich nur eine große Walnusschale unter dem Apfelbaum auf unserer Wiese liegen. Merkwürdig, dachte ich, wir haben keine Walnussbäume auf unserem Grundstück, und wir essen auch keine Walnüsse. Ich konnte mir auch nicht vorstellen, dass meine Nachbarn ihre Walnusschalen zu uns über den Zaun warfen. Am nächsten Tag fanden wir noch mehr Walnusschalen unter dem Apfelbaum und daneben ein tiefes Loch, das über Nacht entstanden war. Ein fremdes Wesen hatte sich in unserem Garten einquartiert. Mein Sohn tippte auf eine Menschen fressende Riesenkakerlake, meine Tochter auf ein unterirdisches Einhornchen, meine Frau auf eine Maus. Wir kauften eine Packung Walnüsse und legten achtzehn Nüsse neben das Erdloch. Über Nacht waren elf weg, einfach verschwunden – aufgegessen oder eingebuddelt von unserem Schrebergartentier, das wir inzwischen Mia nannten. Mia erwies sich als sehr hungrig, wahrscheinlich kam sie aus Afrika, vielleicht aber auch vom Nordpol. Sie vernichtete in kürzester Zeit jede Menge Nüsse, Pommes, Chips und darüber hinaus auch so ziemlich alles, was die Kinder ihr neben ihrem Versteck auslegten, blieb aber weiterhin unsichtbar.

Ich erzählte Günther Grass von unserem neuen Haustier, der eine gezielte Tötung durch Vergiftung empfahl. Letztes Jahr hätte auch er Mäuse in der Laube gehabt. Er hätte sie mit einer guten »Schemikalie« behandelt: Nur einmal die Ecken seiner Laube damit ausgespritzt, und seither war keine Mäsekacke mehr zu sehen. Er hätte noch jede Menge von der »Schemikalie« übrig und könnte mir ein paar Liter davon umsonst geben. Ich verzichtete und erzählte, dass wir die Maus im Garten gerne behalten würden. Das hätte er noch nie gesehen, schüttelte Günther Grass den Kopf, dass man die Mäuse im eigenen Garten fütterte.

Trotz der globalen Erwärmung wurde es im November doch etwas kälter. Mia verschwand aus dem Garten, gleich nachdem der erste Schnee gefallen war, der deutsche Pünktlichkeitsschnee am dreizehnten November, der sich innerhalb von Stunden auflöste und eher als Warnung vor dem unmittelbar bevorstehenden Winter zu verstehen war. Wahrscheinlich ist Mia in den Süden gezogen, nach

Dahlem, wo es das ganze Jahr über genug zu knabbern gibt.

Die Kolonie bereitete sich auf den Winter vor, die Wasseruhren wurden abgelesen, das letzte Obst aufgesammelt, und es war auch für mich an der Zeit, meinen Schrebergartenroman zu beenden. Ich überlegte: Was ist nun die Botschaft dieser Arbeit? Wer war Doktor Schreber wirklich? Warum Rhabarber? Wie wird sich die Schauspielkarriere von Frau Krause weiterentwickeln? Und welche Lehre ziehen wir, verdammt noch mal, aus dem Ganzen? Einpflanzen? Auspflanzen?

Ich sprach meinen Nachbarn Herrn Kern an, der wusste, dass ich einen Schrebergartenroman schrieb, ob er vielleicht eine Idee für das Ende hätte.

»Das ist noch nicht das Ende!« Herr Kern zeigte Richtung Vereinsgebäude. »Du hast das Wichtigste noch nicht mitgekriegt, die alljährliche Vollversammlung der Kleingartenkolonie – ein Spiegel unserer Gesellschaft!«

Ich hielt seine Aussage für etwas pathetisch – schließlich kann man jede Menschenversammlung als Spiegel der Gesellschaft bezeichnen –, beschloss aber, für alle Fälle mit dem Romanschluss bis zur Vollversammlung zu warten.

Ende November war es so weit. Die Vollversammlung, die das Ende des Gartenjahres markieren sollte, war für den letzten Samstag des Monats angekündigt. Trotz Regen kamen sehr viele Gärtner zur Versammlung, einige erkannte ich, viele sah ich zum ersten Mal. Das Publikum strömte in das kleine Café des Vereins. Hunderte waren gekommen. So viele werden doch nie im Leben in ein solches Café passen, dachte ich. Ein Mann im roten Pullover bohrte sich durch die Menge, holte ein Bündel Schlüssel aus der Hosentasche und öffnete eine unauffällige Hintertür neben der Toilette. Ich hatte diese Tür früher schon einmal bemerkt. Nach meiner Vorstellung von der Architektur des Hauses musste sich dort ein winziges Zimmerchen befinden, eine Abstellkammer, in der man kaputte Gasbrenner und ausgebrannte Rasenmäher lagerte. In Wirklichkeit verbarg sich hinter dieser Tür ein Konferenzsaal, in dem man selbst die Sitzungen des vergrößerten UNO-Sicherheitsrates abhalten könnte.

Zwei Blondinen führten Protokoll darüber, welche Parzellen vertreten waren. Frau Krause, Herr Kern, Günther Grass und ich setzten uns ganz nach hinten. Vier Vorstandsmitglieder nahmen ihren Platz auf der Bühne ein: der Mann im roten Pullover, Frau Engel und zwei weitere, mir unbekannte Frauen.

Der Mann im roten Pullover eröffnete die Sitzung. Er nannte die

Anwesenden nicht Damen und Herren, Genossen und Genossinnen oder Brüder und Schwestern – er nannte uns »liebe Gartenfreunde« und fing mit Lob an.

»Aus meiner Sicht war dieses Jahr deutlich besser als andere Jahre davor!«, verkündete der rote Pullover. »Das Jubiläum ist uns gelungen, wir haben viele positive Reaktionen erhalten«. Dabei schaute der Redner kurz nach oben, als wären die positiven Reaktionen direkt vom Himmel gekommen.

Nach dem Lob kam die Kritik. Nach dem Jubiläum hatte der Vorstand beschlossen, mit dem Rest des Geldes ein paar Wege in den »Glücklichen Hütten I« mit Natursteinplatten auszulegen. Diese seien jedoch über Nacht verschwunden. Einige Gartenfreunde aus den »Glücklichen Hütten I« behaupteten gegenüber dem Vorstand, vereinzelte Natursteinplatten in Parzellen der »Glücklichen Hütten II« gesehen zu haben, wobei die dortigen Gartenfreunde behaupteten, ihre Natursteinplatten selbst vor langer Zeit gekauft zu haben. Im Konferenzraum wurde die Luft mit jeder Minute dicker. Auf jeden Fall ging man hier weit weniger diplomatisch vor als bei der UNO, obwohl die Probleme ähnlich gelagert waren. Der Natursteinplattenkrieg war der erste von vielen Kriegen der Gartenkolonie, die sich die »lieben Gartenfreunde« gegenseitig lieferten. Es gab noch den Fahrradkrieg, den Leinenzwangkrieg und etliche andere.

Ein großes Problem stellten auch die so genannten Schurkenparzellen dar.

Diese Parzellen, gut zwei Dutzend an der Zahl, weigerten sich hartnäckig, ihre Wasseruhren auf den aktuellen Stand zu bringen, wie es alle anderen längst getan hatten. Bei siebzehn Parzellen zeigte die Wasseruhr noch immer den Stand von 1997, als hätten sie seitdem keinen Tropfen Wasser mehr verbraucht. Bei elf weiteren Gartenfreunden zeigte die Wasseruhr sogar einen Stand, dem gemäß der Verein ihnen sogar noch Geld schuldete. Ihre Wasseruhren gingen in die falsche Richtung. Niemand aus den Schurkenparzellen war bei der Versammlung anwesend. Der Wasseruhrenkrieg war alt, und die Schurken waren längst mit allen möglichen Embargos belegt worden. Sie bewegten sich seither in vollkommener Illegalität, jenseits von Gut und Böse.

Bei der Generalversammlung musste auch ein neuer Fachberater gewählt werden, nachdem der alte aus gesundheitlichen Gründen gekündigt hatte. Einige Gartenfreunde hatten aber anscheinend mit dem Scheidenden noch eine Rechnung offen.

»Als ich Sie gefragt habe, ob ich neben meinen Zierapfel die

Uschirose pflanzen darf, haben Sie mich abgewiesen!« , rief ein Gartenfreund laut.

»Lassen Sie das bitte«, verteidigte sich der Exfachberater, »Sie haben gar keinen Zierapfel in Ihrem Garten. Ich habe Ihnen das schon mehrmals gesagt. Was Sie für einen Zierapfel halten, ist ein Weißdorn – die Pflanzen sind sich nicht einmal ähnlich!«

»Erzählen Sie mir nicht, was ich in meinem Garten habe! Was sind Sie denn für ein Experte, der einen Zierapfel nicht von einem Weißdorn unterscheiden kann!«

»Lassen Sie das!« Der Exfachberater bekam einen nervösen Tick. »Sie haben keinen Zierapfel, haben nie einen gehabt, werden auch nie einen haben. Sie haben nur Weißdorn! Weißdorn! Weißdorn!«

»Zierapfel!«, tönte es aus dem Saal.

Ein Mann in schwarzer Jacke kam auf die Bühne, er hielt einen zerschnittenen Müllsack in der Hand. Es stellte sich heraus, dass nicht alle Gartenfreunde Mülltonnen im Garten besaßen wie wir. Viele hatten bisher spezielle Laubmüllsäcke benutzt, die sie sich bei der BSR – unserem Umweltdienst – besorgt hatten. Der Mann mit der schwarzen Jacke hatte sich die Mühe gemacht, die Müllsäcke Jahr für Jahr zu vermessen und dabei Folgendes entdeckt: Die Laubmüllsäcke waren dieses Jahr zwölf Zentimeter kürzer als im Jahr davor, wurden aber von der BSR zum gleichen Preis verkauft. Das roch nach einem Müllkrieg. Der anwesende Vertreter der BSR war anscheinend gut mit Militärtaktik vertraut, hatte Clausewitz und Suworow gelesen und wusste, dass manchmal eine Attacke die beste Verteidigung ist. Er ging gleich auf die Bühne, schlug mit seinem Schuh auf das Pult und sagte, die Gartenfreunde sollten überhaupt froh sein, dass die BSR ihre Laubsäcke überhaupt noch abholte, während die übrige Welt schon längst auf moderne Mülltonnen umgestiegen sei. Statt die Müllsäcke jedes Jahr zu vermessen, sollten sie lieber an die Zukunft der ganzen Welt denken, die sie jetzt schon mit ihren Säcken zuzumüllen versuchten.

Es wurden eine gemeinsame Resolution sowie eine Absichtserklärung verabschiedet, wonach eine weitere Zusammenarbeit mit der Müllabfuhr angestrebt, gleichzeitig aber deren Politik der verkürzten Müllsäcke scharf kritisiert wurde. Der Vorsitzende im roten Pullover schaffte es, mit einem einzigen Satz die Situation immer wieder zu entschärfen. »Dit bringt jar nischt«, erklärte er und erntete stets Applaus von allen Seiten.

Nach vier Stunden im Konferenzraum waren alle Gartenfreunde fix und fertig und wollten bloß noch nach Hause. Plötzlich sprang ein mir

unbekannter Gartenfreund auf die Bühne und forderte den Vorstand laut auf, sich bei ihm zu entschuldigen. Sein Vorzeigegarten war bei der letzten Begehung verleumdet, falsch kritisiert und öffentlich als unaufgeräumt und verwildert angeprangert worden. Dahinter sah er den bösen Willen des Vorstandchefs und wollte nun, dass der ganze Vorstand zu Kreuze kroch. Die Versammlung war aber nicht mehr in der Lage, sich mit Problemen einzelner Parzellen zu beschäftigen.

»Machen Sie hier nicht auf dicke Mücke!«, rief ihm der Vorsitzende zu. »Dit bringt jar nischt! Die letzte Begehung war doch vor drei Monaten. Dit kann jeder: seinen Garten aufräumen und danach behaupten, dit wär schon immer so jewesen!«

Die Gartenfreunde hatten derweil den Konferenzraum verlassen. Wir gingen noch ein letztes Mal in den Garten, um die Gartenmöbel wegzuräumen. Familien mit Kleinkindern, ältere und jüngere Ehepaare, Männer in Gummistiefeln und Frauen mit Kinderwagen zogen an unserem neuen Zaun vorbei. »Und? Haben Sie noch Äpfel?«, fragten einige. Wir hatten noch ein paar und gaben sie gern weiter. Ich wollte noch nicht nach Hause. Mit Herrn Kern, Herrn Grass, Frau Krause und ihrem Mann saßen wir vor unserer Parzelle, tranken Bier und von Günther mitgebrachten Johannisbeerschnaps. Schnell wurden wir berauscht. Das Leben kann so schön sein, wenn man sich einfügt in die Natur, dachte ich. Ohne Versammlungen, ohne Misstrauen, ohne diese ständigen gegenseitigen Gartenbegehungen. Entspannt saßen wir vor unserer Laube und tranken, tranken, tranken Johannisbeerschnaps. Es regnete nicht mehr, die Sonne schaute durch die Wolken. Sie brachte kaum Wärme, nur ein bisschen Licht. Die Sonne ist nur ein Morgenstern, erinnerte ich mich. Die Erde ein Schrebergarten, und wir sind ihre Freunde, die Gartenfreunde, die sich zwischen den nassen Rhabarberblättern einquartiert haben. Und darauf trinken wir noch einen.

*Ende - Kaminer 12 - Mein Leben im Schrebergarten*